Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lese-
geld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

...uer'sche Leihbibliothek,
...ergasse Nr. 8. München.

24438.

Poesien.

1932 b

(2

Walther

Die letzten Kavaliere.

Historischer Roman

von

Oscar Walther.

Zweiter Theil.

Berlin.

Druck und Verlag von Albert Sacco.

Zimmerstraße Nr. 94.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die letzten Hohenstaufen.

Historischer Roman
von

Bayerische
Staatsbibliothek
München

9.

Die Papiere des Grafen.

Sobald der Fürst seine Gemächer erreicht hatte, ließ er durch den diensthuenden Offizier den Schloßhauptmann zu sich rufen. Aber noch ehe derselbe erschien, ward ihm der Graf Westhall gemeldet. Der Fürst war überrascht und befahl, ihn sogleich vorzulassen.

Als der Graf in das Zimmer trat, war sein Aussehen im höchsten Grade auffallend. Sein nachläßiges Kostüm ließ wahrnehmen, daß er in aller Hast, ohne Rücksicht auf sein Aeußeres zu nehmen, auf das Schloß geeilt war. Seine Züge drückten eine tiefe Erregung aus, die er in seiner Rede vergebens zu verleugnen suchte.

— Verzeihen Ew. Durchlaucht, sagte er, daß ich so spät noch es wage, zu Ihnen zu dringen.

— Ich würde vielleicht noch nach Ihnen ge-

schickt haben, Herr Graf, wenn Sie nicht gekommen wären, entgegnete der Fürst.

— Ich bin gekommen, Durchlaucht, um mich Ihnen als Gefangener zu stellen.

— Sie erschrecken mich; was soll dies Spiel?

— Spiel? sagte der Graf bitter. O fürwahr, ein vortreffliches, wohlersonnenes Spiel! Diese Papiere, Durchlaucht, hat man bei dem Grafen Westhall gefunden. Lesen Sie, Durchlaucht. Sie bilden einen interessanten Beitrag zur Tagesgeschichte und enthalten eine Korrespondenz des Grafen Westhall mit dem revolutionären General Dufour.

— So hätte man Haussuchung bei Ihnen gehalten? Ich begreife nicht — —

— Durchlaucht, ein redlicher Mann hält zuweilen bei sich selbst Haussuchung, weil er sich nicht traut; das habe auch ich heute gethan und hierbei diese Briefe gefunden. Ich komme, um den anzuklagen, der dieselben geschrieben hat, ihn anzuklagen eines frechen Betruges, einer großen Verrätherei. Nehmen Sie diese Papiere, Durchlaucht; sie sind ein wichtiges Aktenstück für die Geschichte dieses Hofes.

Der Fürst nahm die Papiere und durchflog sie hastig.

Dann wandte er sich zu dem Grafen und sagte:

— Wenn Sie das geschrieben haben, sind Sie ein Landesverräther!

Der Graf erwiederte ruhig, indem er fest den Blick des Fürsten aushielt:

— Glauben Ew. Durchlaucht, daß ich diese Briefe geschrieben habe:

— Ich nicht, aber die Welt, Herr Graf! antwortete der Fürst.

Der Graf lachte bitter.

— So bitte ich Ew. Durchlaucht, mich als Gefangenen zu betrachten.

— Es thut mir leid, lieber Graf; können Sie Ihre Unschuld nicht beweisen, so bin ich allerdings genöthigt, eine traurige Pflicht zu erfüllen. Sie sagen, Sie haben diese Papiere heute erst gefunden?

— Ich durchsuchte vorhin meine Papiere nach einem Briefe. Man meldete mir in demselben Augenblicke, daß meine Tochter Arabella erkrankt sei. Ich beeilte mich, sie zu sehen. Indem ich meinen Schreibtisch verschließen wollte, fielen mir diese Papiere in die Augen. Ich nehme sie hervor und durchfliege sie. Mein Erstaunen wächst mit jedem Blatte und endlich eile ich hierher.

— Man hatte mir von dieser Korrespondenz gesagt. Ich hatte für heute Nacht eine Haussuchung befohlen. Sie sehen ein, lieber Westhall, daß ich nicht anders kann. Die Wahrheit wird an's Licht kommen.

Der Graf unterdrückte ein bitteres Lachen und sagte ernst:

— Aber würde ich hier sein, wenn ich ein Verbrecher wäre?

— Ich wiederhole Ihnen, daß ich persönlich von Ihrer Unschuld vollkommen überzeugt bin; allein die Gerechtigkeit verlangt — —

— Daß man den Worten eines Marquis von Souveny mehr glaubt, als den meinigen, fiel der Graf ein. Wissen Sie nicht, Durchlaucht, daß man in Lard den Grafen von Westhall, den Freund der Revolution, den Illuminaten und Antichristen, haßt? Lard hat schlaue Diplomaten und der Marquis kennt gewiß einen Weg, wie man Papiere in einen Schreibtisch bringen kann.

Der Fürst wandte sich ab und sagte in abwehrendem Tone:

— Ueberlassen wir die Feststellung der Thatsachen dem Gericht der Kavaliere. Sie sind vorläufig Gefangener auf Ihr Wort als Edelmann.

— Ich habe noch eine Bitte, Durchlaucht. Nehmen Sie aus meiner befleckten Hand das Ehrenamt zurück, das Sie einst mir zu verleihen die Gnade hatten. Es war am Tage Ihrer Thronbesteigung, als Sie den Grafen von Westhall, den Freund Ihres hochseligen Vaters, zum Oberhofmarschall ernannten. Der des Landesverraths Angeklagte ist unwerth solcher Ehre. Ich habe die Urkunde mitgebracht, die mich dazu ernannte. Nehmen Sie dieselbe zurück.

Der Fürst ergriff das Papier und riß es in zwei Stücke.

Dann ging er hastig auf den Grafen zu und sagte:

— Verzeihen Sie mir, Herr Graf!

— Was soll das, Durchlaucht? Ich habe vierzig Jahre an diesem Hofe gelebt und sah schon Manchen fallen, schmachvoll fallen, der höher stand, als ich. Weshalb verzeihen, wo es Ihre Pflicht ist, zu strafen?

— Es soll strenge Gerechtigkeit geübt werden in dieser Sache! sagte Fürst Karl heftig. Wehe dem, der die Wahrheit verdrehte und die Lüge an ihre Stelle setzte!

— Sie können gehen, wohin Sie wollen, fügte der Fürst dann hinzu. Nur die Residenz

dürfen Sie nicht verlassen. Jetzt gehen Sie und möge Gott das Dunkel erhellen!

Der Graf verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Mitternacht war längst vorüber, ehe der Fürst seiner Erregung Herr werden konnte.

In derselben Nacht stand, als die Glocke Mitternacht schlug, ein Mann in einen Mantel gehüllt an der Pforte eines Hauses in der Burgstraße. Er hatte sich tief in den Schatten des Thorweges gedrückt und blickte aufmerksam nach dem gegenüberliegenden Hause, in dessen zweitem Stocke noch ein einsames Licht brannte, während ringsum Alles in tiefer Ruhe lag.

Es war ein kleines, unansehnliches Gebäude, auf welches der Mann seine Aufmerksamkeit richtete. Wer es nicht gewußt hätte, würde es nicht geglaubt haben, daß hier der reiche Graf von Westhall wohne.

Die Thurmuhr schlug träge nach einander die Viertelstunden bis ein Uhr. Der Mann stand so unbeweglich, als wäre er aus Erz gegossen. Kein Geräusch, kein Klirren des schweren Degens, den er trug, deutete auf seine Gegenwart. Nichts an ihm schien zu leben, als seine Augen,

die an den erleuchteten Fenstern hafteten und nur bisweilen, wie ermüdet, sich senkten.

Jetzt öffnete sich die Thür jenes Hauses und ein Mann, der einen weiten Mantel trug, unter welchem man einen Degen hervorblinken sah, trat auf die Straße.

Der Spion faßte diesen Mann scharf in's Auge, ohne sich zu regen. Als derselbe vorüber war, trat er aus dem Schatten des Thorweges, indem er murmelte:

— Er ist es. Jetzt gilt es, ihn zu fassen.

Dann schritt er mit klirrenden Tritten hinter Jenem her.

Der Mann ging langsam, anscheinend in Gedanken versunken. Er hörte gar nicht, daß Jemand hinter ihm kam, bis eine Hand sich auf seine Schulter legte und eine Stimme sagte:

— Ei, Herr, Ihr lauft ja entsetzlich. Nehmt einen lustigen Kavalier ein Stück Weges mit.

Der Angeredete blickte in das gemüthlich lachende Antlitz des Mannes und erwiederte achtlos:

— Wenn es Ihnen genehm ist, mitzugehen, so ist mir's lieb. Mein Weg führt nach dem Johannisthor.

— Das trifft sich herrlich, lachte der Andere, das ist gerade auch der meinige.

Und er legte seinen Arm vertraulich in den seines Begleiters.

— Euch kenne ich, fuhr er fort, indem er bedenklich wankte und sich an seinem Begleiter hielt, als wäre er betrunken. Wer sollte den edlen Alphons von Frensburg nicht kennen? Doch Ihr kennt mich gewiß nicht?

— Ich habe wirklich diese Ehre nicht, erwiederte Alphons, der sich gern losgemacht hätte und doch nicht unhöflich erscheinen wollte.

— Ich bin der Junker Philipp von Dettingen, drüben aus dem Gebirge. Wir Landjunker kennen die feine Sitte des Hofes nicht. Verzeiht daher, wenn ich etwas grob zugeschnitten erscheine. Es kommt aus gutem Herzen, was ich spreche.

— Wo aber wollt Ihr hin vor dem Johannisthor?

— Wir sind heute im „Engel" ein wenig lustig gewesen, lallte der Junker, und da haben wir vom guten Wein etwas zu viel getrunken. Nun will ich durch einen nächtlichen Spaziergang das heiße Blut kühlen, damit der Kopf morgen frei ist, wenn ich bei Hofe erscheinen muß.

— Ihr müßt bei Hofe erscheinen?

— Ja; mir wurde diese Aufgabe vor einigen Tagen zum erstenmal in meinem Leben zu Theil. Ich gestehe, daß ich nicht ohne Verlegenheiten und Verwirrungen davon kam, als ich das unbekannte Feld zuerst betrat; aber ich wurde bald sicherer, denn ich habe auch den guten Ton gelernt und nur die Uebung fehlt mir.

Der Landjunker sprach so treuherzig, daß Alphons von Frensburg — denn er war wirklich der nächtliche Leiter des trunkenen Junkers — sich für ihn zu interessiren anfing.

Sie gelangten unter mancherlei Gesprächen bis vor das Thor. Dort zog ein schmaler Weg sich zwischen Gärten hin, rechts und links von Zäunen und Mauern eingeschlossen. Als sie das Thor durchschritten, fragte der Junker:

— Habt Ihr denn schon die neusten Geschichten gehört?

— Welche meint Ihr?

— Den Verrath des Grafen Westhall. Man sagt, es seien Papiere bei ihm gefunden worden, die eine Korrespondenz mit des Reiches Feind enthielten.

— Das ist nicht wahr, Junker. Der Graf ist ein Ehrenmann.

— Hahaha! lachte der Junker. Mag sein, ich habe nichts dagegen.

— Woher wißt Ihr denn etwas von der Sache? fragte Alphons etwas erhitzt.

— Spricht doch die ganze Stadt davon. Um Mitternacht kam Einer nach dem Engel, wo wir saßen, und erzählte, daß der stolze Graf sich selbst verrathen habe. Mir däucht — das war recht dumm. Ich hätte meinen Leib dort drüben im Kurfürstlichen in Sicherheit gebracht. Wer weiß, wie es ihm hier ergeht.

Alphons ärgerte sich über den unverschämten Ton des Junkers. Aber er schwieg still, weil er aus Erfahrung wußte, wie schwer es ist, einen Betrunkenen zu überzeugen, und weil er hoffte, nach wenigen Schritten bei Erreichung seiner Wohnung von ihm befreit zu sein.

Sie waren unterdessen an eine Stelle gekommen, wo zwei Wege sich trennten. Alphons hoffte hier seinen überläftigen Begleiter los zu werden.

Statt dessen hängte sich derselbe nur um so fester an seinen Arm und sagte:

— Ihr seid wohl ein treuer Freund des Grafen?

— Ich verehre und liebe ihn.

— Nehmt Euch in Acht; wißt Ihr: mitgefangen — mitgehangen!

Alphons ließ den Arm des Burschen los und sagte:

— Was wollt Ihr mit Euren Reden? Ihr greift einen Mann an, der hoch über Euch steht, den Ihr nicht kennt und nicht zu begreifen vermögt. Spricht Bosheit aus Euch, oder ist es nur die Trunkenheit, die Euch so dummes Zeug schwatzen läßt?

— Dummes Zeug? lallte der Junker. Hüte Deine Zunge, Bursche; die Landjunker haben scharfe Degen.

— Wenn die Degen sind, wie Ihre Zungen, so prahlerisch, so schwerfällig, so fürchte ich ihrer hundert nicht.

— Knabe, was wagst Du? rief der Landjunker außer sich. Ziehe Deinen Degen, Bursche, und wehre Dich Deiner feinen Haut. Es geht jetzt um Deinen Fall, mein Hofjunkerchen!

Mit diesen Worten drang der Junker heftig auf Alphons ein.

Alsphons von Frensburg war ein fechtgeübter Kavalier. Er bebte vor einer Klinge nie zurück. In einem Augenblick hatte er den Mantel um seinen linken Arm geschlungen und mit

der rechten Hand den Degen aus der Scheide gerissen.

Er sah sogleich, daß er es mit einem geüb=ten Fechter zu thun hatte, und hielt sich in der Defensive, um seinen Gegner zu ermüden.

Aber in diesem Augenblicke hörte er rasche Tritte hinter sich und in der Hoffnung, daß viel=leicht ein ihm bekannter Kavalier vorbeikomme, rief er:

— Wer Sie auch sind, haben Sie die Güte, Zeuge dieses Kampfes zu sein!

— Ich werde Zeuge sein, aber anders, als Du glaubst, Bursche! erwiederte eine Stimme, und in demselben Moment sprang Alphons halb herum, sich den Rücken durch die Mauer zu decken, weil er sich von hinten angegriffen fühlte.

Diese Stimme hatte er erkannt. Eine Ah=nung von dem, was man beabsichtigte, überkam ihn. Er wußte, daß es sein Leben galt, nun, wo Quesnoy's Stimme sein Ohr erreicht hatte. Aber es spannte sich auch jede Muskel, jede Fi=ber seines Körpers; ein gewaltiger Zorn über diese feige Verrätherei bemächtigte sich seiner. Er wußte, wie gut dieser Platz gewählt war. Der Lärm des Kampfes konnte von Niemandem gehört werden, denn die nächsten Häuser lagen

durch mehrere Gärten von dem Orte getrennt und die nächste Wache befand sich am Johannisthore. Alphons von Frensburg wußte, daß Hülfe nur von eigener Geschicklichkeit zu erwarten sei.

Es kam zuerst darauf an, einen seiner Gegner unschädlich zu machen. Er hatte sich bisher auf die Vertheidigung beschränkt; jetzt indessen wandte er sich gegen den Junker, als ob er ihn angreifen wolle, und als Quesnoy, hierdurch irregeleitet, wüthend vordrang, deckte sich Alphons einen Moment mit dem linken Arm gegen den Junker und führte einen Stoß gegen Quesnoy, der um so verderblicher werden mußte, als Quesnoy ungedeckt vorgegangen war.

Der Meuchelmörder war durch die rechte Brust getroffen. Ein dunkler Blutstrom brach sich Bahn durch seinen Mund und bespritzte Alphons Kleider. Mit einem lauten Stöhnen stürzte Quesnoy nieder.

Aber in demselben Augenblicke hatte der Junker Alphons ebenfalls getroffen. Er hatte den Moment, wo dieser, sich zum Stoße gegen Quesnoy wendend, seine linke Seite preisgab, benutzt und einen heftigen Stoß geführt Hätte Alphons nicht den linken Arm mit seinem Mantel rasch umwickelt, so wäre dieser Stoß wahrschein-

lich tödtlich geworden. So verfing er sich in den Tuchfalten und streifte blos die Brust des jungen Kavaliers.

Aber er hatte doch tief genug getroffen, um eine heftige Blutung herbeizuführen, und als Alphons nun sich gegen den Landjunker wendete, fühlte er, wie mit diesem Blutverlust sein Kopf zu schwindeln anfing.

Alphons wußte, daß er verloren war, wenn der Kampf noch lange dauerte. In dieser Noth ergriff er eine List. Er stellte sich, als ob er sinke. Aber er behielt seinen Gegner haarscharf im Auge. Sein Kopf fiel nach vorn, sein Leib krümmte sich. Der Landjunker glaubte, er sei tödtlich getroffen und wollte ihm noch den letzten Stoß geben. Aber indem er vorging, sprang Alphons plötzlich mit aller Kraft seitwärts und bohrte dem Junker seinen Degen durch den Hals.

Mit einem Schrei sank der Genosse Quesnoy's zusammen. Im Fallen erreichte sein Degen noch Alphons und ritzte ihn am rechten Arm. Dann wälzte sich der Junker zuckend in seinem Blute und stieß einzelne unartikulirte Laute hervor, indeß ihm das Blut stromweise aus Mund, Nase und Ohren quoll.

Alphons von Frensburg hätte gesiegt.

Aber auch er fühlte, wie sein Herzblut floß. Der Stich, der seine Brust gestreift hatte, mußte tiefer eingedrungen sein, als es anfangs den Anschein gehabt hatte. Die Anstrengung des langen Kampfes und der Blutverlust hatten ihn entkräftet. Er stützte sich auf seinen Degen und lehnte sich einen Augenblick ermüdet an die Mauer, die den Weg von allen Seiten umschloß.

Es war ein seltsam schauerliches Bild, die beiden Erschlagenen und der Sieger, ebenfalls blutend, bleich, entstellt, wie sterbend.

Jetzt richtete sich Alphons mit aller Kraft auf und machte einen Schritt vorwärts.

Sein Fuß stieß gegen den Körper Quesnoy's, aus dessen Brust ein tiefes Stöhnen drang.

— Quesnoy, sagte Alphons von Frensburg mit schwacher Stimme, warum wolltest Du mich tödten? Habe ich Dir Böses gethan? Warum bist Du zum Meuchelmörder geworden?

Der Verwundete stöhnte wiederum tief und seine Brust arbeitete schwer. Offenbar wollte er reden, aber statt dessen quoll abermals ein Blutstrom aus seinem Munde.

Gleichsam als ob dieser Erguß seine Brust frei gemacht habe, sagte er dann mit schwacher, keuchender Stimme:

— Alphons von Frensburg, Du haſt geſiegt! Doch wenn auch der Tod mir an der Kehle ſitzt, ich haſſe Dich, Alphons von Frensburg! Ich wollte Dich tödten, weil ich Dich haſſe, immer haſſen werde.

— Unſeliger, ſagte der Kavalier, unwillkürlich ſchaudernd vor ſo glühendem Haſſe, was habe ich Dir gethan?

Quesnoy richtete ſich mit Anſtrengung halb auf, indem er ſich auf den rechten Arm ſtützte, und ſagte matt:

— Kennſt Du Anna Belfront? Weißt Du, was es heißt, ein ſo ſchönes Weib zu beleidigen?

Alphons von Frensburg lachte bitter:

— Du meinſt die Metze, die den Fürſten bethört hat?

Quesnoy ſtöhnte tief.

— O, daß ich hier elend getroffen liege und nicht die Kraft mehr habe, ſolches Wort zu rächen! Tödte mich, Burſche, aber ſchweig! Deinen Sieg ertrag' ich nicht.

— So fahre hin, ſagte Alphons bitter, und melde jenem Schandweibe, wie ein Kavalier ſich gegen die Ränke einer Metze ſchützt.

Und Alphons wandte ſich ab, ſchaudernd, innerlich furchtbar erregt.

Er versuchte es, diesen Ort zu verlassen. Auf sein Schwert gestützt, that er einige Schritte. Dann mußte er wieder stehen bleiben, weil er heftig zitterte und seine Kräfte ihn zu verlassen drohten.

Er wagte es nicht mehr, sich umzusehen, wo die beiden Männer lagen. Der Mond warf sein bleiches Licht herab auf den Schreckensort, wo der Tod eine entsetzliche Ernte hielt. Seine Strahlen beleuchteten die verzerrten Züge der Sterbenden. Tiefe Stille herrschte ringsum, nur zuweilen unterbrochen durch ein tiefes, durchdringendes Stöhnen oder durch den Schrei einer Eule, die an den alten Thürmen der Stadmauer, wo sie ihr Nest hatte, umherflatterte.

Alphons that wieder ein paar Schritte und blieb wiederum stehen. Tropfen seines Blutes bezeichneten seinen Weg. Der Mondschein glitt an seiner wankenden, schleichenden Gestalt hernieder und beleuchtete sein schmerzlich zuckendes Antlitz.

Jetzt hatte er den Weg erreicht, der zwischen Gärten nach seiner Wohnung führte. Er sah das Haus in geringer Entfernung vor sich; es lag da in todter Nachtruhe und kein Licht war in ihm zu entdecken.

Alphons lehnte sich gegen eine Gartenthür und versuchte einen Hülfeschrei, der möglicherweise dort vernommen werden konnte, auszustoßen. Aber er konnte nichts hervorbringen, als ein Aechzen, das der Schmerz hervorlockte; seine Stimme versagte ihm.

Er konnte nicht mehr weiter. Diese hundert Schritte bis zu seiner Wohnung waren für ihn ebenso weit, als eine gleiche Anzahl Meilen. Ein dunkles Gefühl der Schlafbedürftigkeit überkam ihn. Der Mantel entglitt seinen Schultern. Nur mühsam hielt er sich aufrecht.

Ein kalter Nachtwind durchschauerte seine Glieder. Er wußte, wie gefährlich es war, wenn er die Nacht verwundet, blutend im Freien zubrachte.

Wieder that er einen Schritt vorwärts, indem seine Hand die Thür losließ, an die er sich gelehnt hatte; aber seine Füße hatten nicht die Kraft, ihn zu tragen, und er fiel nach vorn auf beide Hände.

Bisher hatte er seinen Degen als Stütze gebraucht; auch er entfiel ihm jetzt, wie zuvor sein Mantel.

Einen Augenblick schien es, als ob der junge Kavalier gänzlich zusammenbrechen wolle; dann

jedoch raffte er sich wieder auf und begann nun auf Händen und Füßen weiter zu kriechen.

Es dauerte lange, ehe er das Haus erreichte. Nach unsäglichen Anstrengungen und Schmerzen sah er sich endlich dicht vor der Treppe, die zu der Thür desselben emporführte.

Jetzt hatte er noch diese Treppe zu ersteigen, dann war er gerettet.

Es gehörte die ganze Willenskraft, die den Charakter des jungen Kavaliers ausmachte, dazu, um diese Stufen zu erklimmen und nicht schon auf der untersten zu unterliegen.

Alphons erreichte die oberste Stufe und riß mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft an der der Klingel, die sich neben der Thür befand.

Gleich darauf hörte er im Hause eine Thür schlagen und rasche Tritte sich nahen.

Ein Lächeln des Triumphes überflog die bleichen Züge des jungen Mannes; er hatte gesiegt, er war gerettet.

Die Thür wurde geöffnet. Ein Leuchte flakkerte noch einen Augenblick und erlosch dann von dem plötzlichen Luftzuge. Sie hatte die Züge eines alten, gutmüthig aussehenden Mannes beleuchtet, der jetzt hervortrat.

Aber mit einem Schrei des Entsetzens trat

er wieder zurück, als er Alphons blutend, entstellt, fast leblos zusammengesunken vor sich liegen sah.

Dann stürzte er sich auf seinen Herrn, denn er war der alte treue Diener des Kavaliers, und umfaßte ihn mit seinen Armen, indem er ausrief:

— Barmherziger Gott, Herr Baron, was ist geschehen?

Alphons deutete mit der Hand auf seine Brust und sagte keuchend:

— Ich bin — schwer verwundet. — Am Kreuzwege — noch zwei — Todte.

Dann sank er ohnmächtig in die Arme seines Dieners.

Einen Augenblick darauf hatte der alte Arnold seinen Herrn auf die Schultern geladen und trug ihn die breite Treppe des Korridors hinauf. Helle Thränen rannen ihm über die gefurchten Wangen, indem er für sich sagte:

— O daß doch mich armen alten Mann der Stoß des Bösewichts getroffen hätte, der meinen guten, lieben Herrn tödten wird! Aber er, so jung, so schön und voll reicher Hoffnung! Das ist entsetzlich.

Auf dem oberen Korridor setzte Arnold seine

Bürde ab und zog an einer Klingelschnur. Alsdann schloß er das Zimmer auf, vor dem er sich befand, und trug Alphons hinein auf ein Ruhebett.

Mit zitternder Hand zündete er eine Kerze an und stellte sie vor das Bett. Hierauf riß er die Kleider des Barons heftig auseinander, um die Wunde zu untersuchen.

Er fand, daß der Stich über den Rippen durch das Bauchfell gedrungen war. Eine tiefere Verletzung schien nicht vorhanden zu sein. Die Blutung war deshalb sehr heftig gewesen, weil ein paar große Blutgefäße zerrissen wurden.

Jetzt erschienen zwei Diener mit schläfrigen Gesichtern. Sie erschraken heftig, als sie in das Zimmer traten, und fingen an wie Espenlaub zu zittern.

— Schnell, Johann, zum Leibarzt des Fürsten! rief Arnold. Und Du, Gottfried, auf die Thorwache! Man soll am nächsten Kreuzwege nachsuchen. Dort werden die Strolche liegen, die unseren Herrn angefallen haben. Gott verdamme die Schurken!

Die Diener eilten hinweg.

Arnold wusch hierauf vorsichtig die Wunde und verband sie mit einem weichen Tuche.

— Wenn dieser Stoß unparirt gekommen wäre, sagte er für sich, so wäre der gute Herr verloren gewesen. So wird unser Herrgott wohl sein theures Leben erhalten.

Und der alte Mann beschäftigte sich emsig damit, die Kleider von dem Körper seines Herrn zu entfernen und ihn sorglich in die Kissen zu betten.

Während diese Vorgänge vor dem Johannisthore sich ereigneten, brannte in einem Zimmer des gräflich Westhall'schen Hauses noch immer jenes Licht, nach welchem jener Meuchelmörder, in dem Schatten des gegenüberliegenden Hauses stehend, so lange gespäht hatte.

In diesem Zimmer befand sich außer dem Grafen noch eine Person. Es war dies ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe, mit geistvollen, imponirenden Gesichtszügen. Er trug eine sehr einfache schwarze Kleidung und war ohne Degen und konnte diesem Aeußeren nach für einen Gelehrten oder Arzt gelten.

Die beiden Männer waren in einer ernsten Unterhaltung begriffen.

— Mir ist es oft vorgekommen, sagte der Fremde, als ob unser Wollen kein rechtes und wahres gewesen, weil so bald die Vergäng-

lichkeit menschlicher Institutionen sich an uns bewährt hat.

— Sage lieber, erwiederte der Graf, daß wenn auch unser Streben rein und edel war, doch die menschlichen Schwächen des Haufens die geistigeren Naturen Weniger überwuchert und mit Unkraut den Weizen erstickt haben. Es mag sein, daß es an der überlegenen Leitung eines Einzelnen fehlte. Ich gestehe gern, daß ich mich nie für fähig gehalten habe, die hiesige Congregation zu leiten, so viele widerstrebende Elemente zu einen.

— Ich bin mit mir selbst zu einem Abschlusse gekommen, sagte der Fremde. Seitdem es einen Verräther im Bunde gegeben hat, erwarte ich nichts mehr von der gemeinsamen Sache. Ich will mit Wenigen gehen, denen ich vertraue. Ich verlasse die allgemeine Sache, wo ich nichts als jammervolle Selbstsucht und den Geist kleinlicher Zerrissenheit finde.

— Du hast trübe Erfahrungen gemacht, entgegnete der Graf. Es ist erklärbar, daß Du Dich abwendest von den Brüdern, da sie Dir mit schnödem Undank gelohnt haben.

— Und Du? Wolltest Du noch festhalten an der verlornen Sache?

— Noch ist sie nicht verloren, Klothar. Mag der Augenblick mit häßlicher, eigennütziger Knechtung den edlen Kern verdecken; es wird eine Zeit kommen, wo die faulen Glieder abfallen und der Bund verjüngt, veredelt sein erhabenes Auferstehungsfest feiert.

— Ich kann das nicht mehr hoffen, sagte Klothar trübe. Wir haben seit einem Jahrhundert festgehalten an den Zeichen unserer Fahne; die Tendenz unserer Handlungen war die freie, ungehemmte Entschließung. Wir haben es versucht, die Entwickelung der socialen Verhältnisse zu beschleunigen, ohne die Schranke des Maßvollen zu überspringen. Was haben wir bis heute erreicht?

— Viel, unendlich viel! sagte der Graf voll Eifer. Wer wollte die herrlichen Erfolge leugnen? Du bist nur mißgestimmt. Doch ich will Dich an die Segnungen erinnern, die der Orden allein durch einen Fürsten ausgegossen hat, der im Schooße des Ordens gebildet ist, durch den edlen Fürsten Gustav von Spangenbrück. Ich will blos an jenes große Feld unserer Thätigkeit erinnern, an die Aufklärung dieses armen, geknechteten Volkes, an die Abschaffung so vieler Mißbräuche, die dem Bunde zu danken ist. Fer-

ner will ich Dir die Schaaren derer vorführen, die in Zeiten des Hungers und der Noth vom Bunde unterstützt worden sind und dankend ihre Hände gegen uns erheben.

— Deine Bilder sind schön, sagte Klothar ernst, doch sie sind nicht ganz wahr. Jene Aufklärung wendet sich jetzt gegen uns. Unsere Theorie der Verbrüderung wird verkehrt in die wahnwitzige Lehre der Socialisten; diejenigen, welche wir einst unterstützt, vom Hungertode gerettet haben, treten uns gegenüber, weil wir besitzen und weil sie Alle hassen, die besitzen. Jener edle Fürst, dessen Namen Du erwähntest, auch er fühlt, daß ihm die Herzen seines Volkes nicht gehören; er weiß, wie man die Ankunft der Franzosen sehnlichst erwartet, um ihn, der sein Land beglückte, liebte und wie ein Vater hegte, zu vertreiben, um alles Bestehende umzustoßen und eine neue Lehre zur Geltung zu bringen. Soll uns das nicht auf den Gedanken führen: Wir haben umsonst gearbeitet?

— Es liegt etwas Wahres in Deiner Schilderung, entgegnete der Graf. Doch siehst Du zu schwarz.

— Kann ich anders? sagte Klothar. Diejenigen, welche mit Opfern und Mühen die

Zwecke des Ordens zu fördern suchten, hat man verfolgt, geächtet, in den Bann gethan. Dich, der Du eine Stütze der gemeinsamen Sache bist, stellt man in Untersuchung, weil ein frecher Betrüger Dir Briefe unterschob, die ein Verbrechen enthalten. Mich hat der Kurfürst verjagt aus seinen Staaten. Man muß Wehe rufen über diese Zeit, in der nur der feige, feile Höfling Geltung hat neben der frechen Buhlerin.

— Klothar, sagte der Graf ernst, erkennst Du nicht das Wehen eines gewaltigen Sturmes, der den Kreis dieser Erde fegen wird? Von Westen wird er kommen; schon hat er sich aufgemacht und ahnend durchdringt uns sein Nahen. Laß uns der neuen Zeit vertrauen, da die alte nichts taugt. Das Jahrhundert hat seine Mission erfüllt. Die Geburt des neuen wird schwer sein, aber herrlich. Dann wird über unseren Gräbern ein neues Geschlecht entstehen, dessen Bestimmung es sein wird, auf die Trümmer des Alten das Neue zu bauen. Doch dieses Geschlecht wird manchen alten Baustein finden, der brauchbar erscheint zum neuen Baue. Klothar, auf diesen Bausteinen werden vielleicht unsere Namen stehen.

— Nicht den Ruhm der Nachwelt suche ich,

sagte Klothar; doch ich möchte nicht in's Grab sinken, ohne die Beruhigung gefunden zu haben, daß ich nicht umsonst gelebt habe.

— Und findest Du diese Beruhigung nicht in Dir selbst?

— Ich finde sie nicht mehr in mir, seitdem ich aus meinem Vaterlande vertrieben umherirre und zwecklos existire. Mir däucht, eine solche Existenz hat keine Berechtigung.

— Das sind trübe Worte, Klothar.

— So trübe, wie das Schicksal, das mich betroffen hat.

— Und doch bist Du nicht ohne Heimath, ohne Wirksamkeit. Bleibe bei mir; ich habe Raum für uns Beide. Wir wollen zusammen wirken, was wir wirken können. Vielleicht ist es viel, vielleicht wenig. Doch vor allen Dingen laß uns nicht hadern mit dem Schicksal.

Der Graf reichte Klothar die Hand und fügte hinzu:

— Schlage ein und bleibe bei Deinem besten Freunde!

— Topp! sagte Klothar. Ich will nicht mehr klagen. Ich bleibe.

Die beiden Männer schüttelten sich kräftig die Hände.

Dieser Vertriebene, den wir Klothar genannt haben, war einer der ersten Gelehrten der damaligen Zeit, ein Mann, vor dessen hellen Blicken die Geheimnisse der Natur sich enthüllt hatten, der zuerst Licht in das Chaos der verworrenen Vorstellungen seiner Zeitgenossen gebracht hatte. Unsterbliche Werke sprechen von seinem heißen Bemühen, von seinen glänzenden Erfolgen. Die ganze Welt verehrte und liebte ihn. Nur das Land seiner Geburt stieß ihn aus, weil er hell und scharf sah und wohlwollend mahnte, ja tadelte. Die Wahrheit konnte der geistliche Fürst jenes Landes nicht vertragen.

Klothar ward verbannt. Heimlich ging er von Ort zu Ort. Seine Werke erschienen, doch die Welt wußte nicht, wo der Verfasser war. Er hatte keine Heimath, als seine Bücher, bis er eine neue fand bei seinem Freunde, dem Grafen Westhall.

Die beiden Männer sprachen noch über so Manches.

Der Graf hatte nach seiner Audienz beim Fürsten die Gemächer seiner Tochter aufgesucht, von deren Unwohlsein man ihn unterrichtet hatte. Er war etwas in Sorge wegen ihrer Gesundheit. Noch mehr aber beunruhigte ihn die Ver-

anlassung dieser Störung. Das dumpfe Gerücht erzählte seltsame Dinge.

Das Verhältniß des Grafen zu seiner Tochter war ein ganz besonderes. Er hatte sich um ihre Erziehung wenig gekümmert, ja er schien sie kaum zu lieben. Nur in einzelnen Momenten brach eine Zärtlichkeit bei ihm hervor, die man ihrer Heftigkeit wegen unnatürlich finden mußte.

Man brachte dies Verhältniß des Grafen zu seiner Tochter in Verbindung mit seinem ehelichen Unglücke. Ja, man wollte wissen, daß Arabella gar nicht seine Tochter sei, daß sie, von einer gekrönten Person abstammend, nur den Namen des Grafen führe, weil seine Gemahlin ihre Mutter sei, und was dergleichen Gerüchte mehr waren. Man behauptete ferner, daß ein Prinz, der Vater Arabella's, auch der Vater eines anderen Kindes sei, welches die Gräfin von Westhall nach ihrer Scheidung geboren habe. Man ärgerte sich zum Schluß in der Residenz, daß man diesen Geschichten nicht auf den Grund kommen konnte und schwieg darüber.

Der neuste Vorfall aber gab wieder Stoff genug zu Klatschereien. Das plötzliche Unwohlsein Arabella's bei Erzählung jener Vorgänge

im Schloßgarten gab zu tausend Vermuthungen Anlaß, deren größere oder geringere Wahrscheinlichkeit uns wenig interessirt, da wir den wahren Zusammenhang kennen.

Der Graf und Klothar sprachen viel über Arabella.

— Sie ist eine hochbegabte, bevorzugte Natur, sagte der Graf. Aber Sie hat etwas Eigenwilliges, Selbständiges in ihrem Charakter, was an den ihrer Mutter erinnert.

Der Graf berührte hier selbst eine Stelle, an die Keiner seiner Freunde tastete, weil sie wußten, daß hier eine Wunde lag. Heute jedoch schien er absichtlich davon reden zu wollen.

Er fuhr jetzt fort:

— Du kannst Dich nicht beklagen, Klothar. Du hast den tiefsten Schmerz des Lebens nicht kennen gelernt. Das Schicksal hat Dich hart angefaßt; doch Du hast nie ein Weib geliebt, das Dich betrog.

Ueber Klothars Züge flog ein Schatten.

— Wie kommst Du darauf? fragte er.

— Ich weiß es nicht, antwortete der Graf. Ist heute nicht der 17. August? Ja wohl. Dieser Tag hat eine finstere Bedeutung in meinem Leben. Heute vor zwanzig Jahren trat ich mit

Elisabeth von St. Juste vor den Altar. Ich wollte, ich könnte diese zwanzig Jahre zurückkaufen. Jenes Weib würde mich nicht betrügen. Erinnerst Du Dich noch des Tages, Klothar?

— Wohl erinnere ich mich, erwiederte Klothar. Du liebtest Elisabeth leidenschaftlich.

— Ja, mehr als mein Leben habe ich sie geliebt. Deshalb kommt es am heutigen Tage oft über mich wie verzweifelte Wuth; ich möchte in solchen Stunden mich überreden, daß sie unschuldig sei und kann es doch nicht; ich will nicht daran glauben, daß sie eine Betrügerin ist, und muß es doch. Das sind entsetzliche Stunden, Klothar.

— Und hast Du Alles gethan, was in Deiner Macht stand, um ihre Schuld oder Unschuld an den Tag zu bringen?

— Alles, sagte der Graf finster. Alles, was Menschen thun können, habe ich gethan. Ich habe sie gefragt, ich habe sie auf den Knieen angefleht, sich durch ein Wort, durch einen Schwur rein zu waschen; ich hätte ihr geglaubt, Alles, was sie gesagt, was sie geschworen hätte.

— Und sie that es nicht?

— Statt dessen verhüllte sie ihr Antlitz und weinte. Ich stand wie vernichtet. Meine Füße

wankten, meine Augen hingen starr an ihrem Munde, der schweigend ihr eigenes Urtheil sprach. Ich harrte geraume Zeit auf ihre Antwort und Höllenqualen durchwühlten während dessen mein Gehirn. Dann ging ich von ihr und habe sie seit jenem Tage nicht wiedergesehen. Heute ist wiederum ein Weib in meinen Weg getreten. Ich bin überzeugt, daß die Maitresse des Fürsten jene unglückseligen Briefe in mein Schreibpult geschafft hat. Heute will das alte Leid mir nicht aus dem Sinne. Heute, wie damals, ist es ein Weib, das an meinem Schicksal Antheil hat.

Der Graf war in tiefer Erregung aufgestanden und ging einige Male im Zimmer rasch auf und ab.

Dann trat er plötzlich vor Klothar hin und sagte, dessen Hand ergreifend:

— Du bist mein bester Freund auf dieser Welt, Klothar. Du mußt mir heute einen Beweis davon geben.

— Sprich, Max, sagte der Verbannte. Ich verspreche Dir, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht.

— Zunächst muß ich einen Theil meiner Vergangenheit vor Dir entrollen, den ich keinem Menschen vor Dir enthüllt habe.

Du weißt, wie selig die ersten Jahre meiner Ehe verflossen. Ich liebte Elisabeth mit zärtlicher Innigkeit und hielt sie für das Ideal weiblicher Vollkommenheit. Eines Tages kehrte ich von der Jagd heim. Es war ein prachtvoller, mondheller Abend, und ich ritt fröhlichen Muthes einen breiten Waldweg, als plötzlich neben mir aus den Büschen ein Weib von abschreckender Häßlichkeit auftauchte, die mich um eine Gabe ansprach, während sie neben meinem Pferde herhumpelte. Ich erkannte in ihr sofort eine alte Zigeunerin und da ich dieses Gesindel, welches stehlend und das Volk verderbend im Lande umherzieht, stets gehaßt habe, so wies ich sie kurz und ziemlich rauh ab.

Statt von mir abzulassen, verfolgte sie mich länger und länger mit ihrer Bettelei, und als ich endlich unwillig drohte, sie zu schlagen, da schrie sie:

— Thut nur nicht so groß, Herr! Wenn ich reden wollte, wäre Euer Glück und Eure Ehre dahin. Aber gebt mir etwas, damit ich schweige.

Erzürnt über diese Frechheit, schlug ich mit der Reitpeitsche nach dem abscheulichen Weibe. Aber sie wich behende dem Schlage aus und rief in spottendem Tone:

— Behaltet doch die Peitsche für die Hunde, Gräflein, oder für die, welche nicht mehr werth sind, als die Hunde! Wer sein eigenes Kind in kalter Nacht wegwirft auf die Stufen fremder Leute — den sollt Ihr schlagen, wie einen Hund. Ich weiß eine Gräfin, die das gethan hat!

Bei diesen Worten überlief es mich siedend heiß. Mit einem Sprunge war ich vom Pferde und faßte das Weib an der Brust.

— Was schwatzt Deine verruchte Zunge? rief ich. Willst Du mich vergiften durch Deine teuflische Rede?

Einen solchen Ausgang hatte das Weib wohl nicht erwartet. Sie versuchte sich loszureißen und schrie gewaltig.

Ich bedachte, wie thöricht es gewesen sei, den Worten einer Gaunerin nur einen Augenblick Glauben zu schenken. Ich stieß sie von mir, daß sie weithin taumelte, und bestieg mein Pferd, das ich sofort in Galopp setzte. Aber ich kam nicht so rasch aus dem Bereich ihrer Stimme, daß ich nicht noch hätte hören sollen, wie sie mir nachrief:

— Ehe der Mond noch einmal gewechselt hat, wirst Du an diesen Tag gedenken, stolzer Graf!

Verstimmt kam ich zu Hause an. Freudestrahlend flog mir Elisabeth entgegen. Sie war guter Hoffnung und ihrer Entbindung nahe. Sie sagte mir, wie glücklich sie sei, wenn ich käme, und wie oft eine unbestimmte Angst sie überfiele, wenn ich lange ausbliebe.

Ich versprach ihr, stets bei ihr zu bleiben. Sie erschien mir aufgeregt und fast krankhaft lebhaft.

Jene Scene im Walde vergaß ich bald in Elisabeths Armen. Mehrere Tage verflossen, ohne daß ich das Schloß verließ, weil Elisabeths Zustand mir oft Besorgnisse einflößte.

Der Graf hielt einen Augenblick inne. Er öffnete hastig sein Schreibpult und nahm einige Papiere heraus. Eins davon reichte er Klothar mit den Worten.

— Dieses Schreiben erhielt ich fünf Tage nach jenem Vorgange im Walde. Es war von unbekannter Hand geschrieben; Niemand wußte, wer es auf dem Schlosse abgegeben hatte; ich fand es versiegelt auf meinem Tische liegen.

Klothar nahm das Blatt und las, wie folgt:

„Herr Graf, man nimmt Antheil an Ihrem Schicksal. Wollen Sie Mittheilungen, die von äußerster Wichtigkeit sind, entgegen-

nehmen, so wird man bereit sein, Sie allein jeden Abend am Wolfstein zu treffen. Es ist Ihnen überlassen, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen oder nicht. Im letzteren Falle haben Sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn Sie zu spät von Dingen in Kenntniß gesetzt werden, die geeignet sind, gegründete Zweifel gegen die Person zu hegen, die Ihnen am nächsten steht."

Klothar gab schweigend das Blatt zurück.

Der Graf fuhr fort:

— Der geheimnißvolle Weg, auf dem diese dunklen Worte an mich gelangten, beunruhigte mich sehr. Wer anders als Elisabeth konnte gemeint sein. Aber ich vertraute ihr noch ganz. Ich legte das Papier bei Seite und bemühte mich, nicht mehr daran zu denken.

Aber das Gift hatte doch mein Herz erreicht und wirkte langsam, aber sicher. In meinen Träumen erschien mir jenes häßliche Weib und sprach wahnsinnige Dinge von Elisabeth. Ich erwachte oft mit dem Vorsatze, der Sache auf den Grund zu gehen; aber ich unterdrückte die Begierde, mich an jenen Ort zu begeben und Aufschluß zu verlangen, immer wieder.

So verging eine Woche. Elisabeth wollte

ihre Wochen in der Abgeschiedenheit des Landes halten und so unterblieb eine von mir gewünschte Uebersiedelung in die Residenz.

Elisabeths Stunde kam. Sie gebar Arabella. An demselben Abende erhielt ich auf ebenso geheimnißvolle Weise ein zweites Billet. Hier ist es.

Das Klothar dargereichte Papier enthielt folgende Worte:

„Herr Graf! Zum letzten Male bietet man Ihnen den Dienst an, den Sie zu verschmähen scheinen. Man kann Ihnen beweisen, daß ein Sohn der Gräfin, den sie heimlich geboren hat, an den Stufen des bischöflichen Palastes zu Lard ausgesetzt worden ist. Dieser Sohn lebt und wird dereinst Aufschlüsse erhalten über seine Mutter, die ihn der Armuth und dem Elende preisgab, um Ihre Gemahlin werden zu können. Man erbietet sich, den Namen des Mannes zu nennen, der diesem Unglücklichen das Leben gab. Man wird Sie endlich in den Stand setzen, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß die Verbindung dieses Mannes mit der Gräfin noch nicht aufgehört hat.

— Klothar, fuhr der Graf fort, nachdem

sein Freund gelesen hatte, ich kann Dir nicht beschreiben, welche entsetzliche Wirkung diese Zeilen auf mich hatten. Alle Besinnung verließ mich. Ein wahnsinnige Begierde, hier näher nachzuforschen, überkam mich. Bald klagte ich Elisabeth an, bald raste ich gegen den Teufel, der diese schrecklichen Zweifel in mein Dasein geworfen hatte.

An demselben Tage, an welchem Arabella das Licht der Welt erblickte, eilte ich nach jenem Orte, wo mir die verhängnißvolle Aufklärung werden sollte.

Ich war noch nicht ganz an jener Stelle, als ein Mann, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte, auf mich zukam und mir ein Päckchen Briefe in die Hand drückte.

Ehe ich mich umsehen konnte, war er verschwunden.

Diese Briefe bewahre ich hier. Sie sind alle von Elisabeths Hand geschrieben und an einen Marquis von Hautont gerichtet. Ich las sie alle in jener grausenhaften Nacht, und als ich sie gelesen hatte, wußte ich, daß ich schmachvoll hintergangen war.

Jetzt erinnerte ich mich, daß Elisabeth vor unserer Verlobung längere Zeit auf Reisen war.

In den Briefen war viel von einem Kinde die Rede, das sie dem Verführer gebären sollte. Das Alles stimmte so gut, daß ich verzweifelte.

Die letzten Briefe waren kälter, mäßiger. Im letzten nahm sie Abschied von ihm. Das Datum deutete jene Zeit an, wo sie nach der Residenz zurückkehrte. Zwei Monate später wurde sie meine Frau.

Bei diesen Briefen lag ein Zettel mit den Worten:

„Wollen Sie wissen, wo jenes Kind ist, und wollen Sie Auskunft haben über die Geschichte seiner Geburt, so fragen Sie die Zigeunerin, welche neulich im Walde Sie um ein Almosen bat. Vielleicht sind Sie jetzt bereit, ihr Schätze zu bieten um solche Kunde. Auch wird dies Weib bereit sein, Ihnen den Beweis zu liefern, daß jener Mann, dessen wahren Namen Sie von ihr allein erfahren können, noch immer in Verbindung mit der Gräfin steht, was übrigens ein Blick in die Korrespondenz dieser Dame genugsam erweist."

Als ich das Alles so gelesen hatte, wie es stand, oder vielmehr, als ich es Wort für Wort gierig hinabgeschlungen hatte, sank ich bleich und

entsetzt zusammen. Das Weib, das ich über Alles auf der Erde liebte und verehrte, dem ich mein ganzes Dasein geweiht, dieses Weib sollte mich so furchtbar betrogen haben?!

Man brachte mir mein neugebornes Töchterlein; ich sah es kaum. Ich habe nie eine ganze Liebe zu Arabella fassen können; stets kam mir jener Tag, der ihr das Leben gegeben hat, wieder in's Gedächtniß, wenn ich mich meinem Vatergefühle hingeben wollte.

Noch in derselben Nacht untersuchte ich die Papiere der Gräfin. Ich fand mehrere Briefe von jenem Marquis von Hautont; eine Familie dieses Namens ist mir gänzlich unbekannt. Er schien später den Versuch gemacht zu haben, das Verhätiniß wieder anzuknüpfen. Sie mußte ihm geantwortet haben, denn er sprach von ihren Briefen. Seine Briefe wurden feuriger und glühender. Er mußte sie einmal gesehen und mit ihr gesprochen haben, denn eine Stelle lautete so:

„Soll dieser kurze Augenblick des Wiedersehens der einzige Sonnenblick gewesen sein, der mir vergönnt ist? Soll nach dieser kurzen Seligkeit kein Trost mehr in meinem Herzen bleiben? Elisabeth, das wäre mehr, als

Sie verantworten könnten! Ich beschwöre Sie, daß ich Sie wiedersehen darf, weil ich es sonst nicht der Mühe werth halte, noch ferner zu leben!“

Der Graf schwieg erschöpft.

— Und wie wurde es mit jener Zigeunerin? fragte Klothar.

— Ich suchte sie mehrere Tage vergebens, antwortete der Graf. Ich wollte sie festnehmen lassen, um aus ihr herauszubringen, wer der Anstifter der ganzen Verrätherei gewesen sei. Ich durchstreifte den Wald nach allen Richtungen; ich ließ das Schloß so umstellen, daß Niemand nahen konnte, ohne gesehen zu werden; ich begab mich scheinbar allein nach jenem Orte, wo ich von dem Unbekannten die Briefe empfangen hatte; aber ich hatte meine Leute ringsum aufgestellt und ihnen den Befehl gegeben, Jeden anzuhalten, der ihnen zu Gesicht käme. Alle diese Maßregeln blieben erfolglos; ich fand keine Spur von der Zigeunerin.

So kam der Tag heran, an dem Elisabeth das Bett verlassen konnte.

Auf diesen Tag hatte ich die entscheidende Stunde verschoben.

Als ich in Elisabeths Zimmer trat, saß sie

der Thür gegenüber in einem Sessel. O, wie war sie schön in dem Augenblicke! Ein weißes Gewand umhüllte die schlanken Glieder. Ihre Augen hatten einen milden Glanz, der gehoben ward durch die leichte Röthe, die ihre Wangen färbte. Mir war es unmöglich, mit ihr von den schrecklichen Dingen zu reden. Ich setzte mich neben sie und sprach von gleichgültigen Dingen. Sie bemerkte meine Zerstreutheit und fragte fast in betrübtem Tone nach der Ursache derselben.

Ich sagte ihr, daß ich eine nothwendige Reise machen und sie auf einige Tage verlassen müsse. Sie weinte und hing an meinem Halse. Ihr Kuß brannte auf meinen Lippen wie Feuer. Ich verließ sie, um sie nur noch einmal, im letzten entsetzlichen Augenblicke, wiederzusehen.

Ich eilte nach meinem Zimmer und befahl, mein Pferd zu satteln. Eine Viertelstunde darauf war ich auf dem Wege nach Lard.

Ich ritt denselben Weg durch den Wald, auf dem ich damals das häßliche Weib getroffen hatte, und fast an derselben Stelle begegnete sie mir auch jetzt.

Ich hielt mein Pferd an und erwartete sie schweigend.

Als sie bis auf wenige Schritte herangekommen war, blieb sie stehen und sagte:

— Seid Ihr heute allein gekommen, Herr Graf? Ihr wollt noch mehr wissen. Gut, Ihr sollt noch Vieles erfahren.

— Beantworte mir drei Fragen, Weib! versetzte ich.

— So fragt nur? sagte sie.

— Wer ist der Mann, der in den Briefen Marquis von Hautont heißt?

— Pst! Pst! sagte das Weib. Sprecht leise. Der Mann ist vornehm — ein Gewaltiger der Erde.

— So sprich, Weib! rief ich ungeduldig. Wer ist es?

— Der Prinz Heinrich.

— Wie willst Du das beweisen, Weib?

— Geht hin, Herr Graf, und fragt ihn selber. Er macht sich nichts daraus, es Euch zu sagen. Oder fragt die gnädige Gräfin; sie weiß es auch. Oder sucht den Sohn dieser Liebe; er trägt ein Pergament bei sich, auf dem die Namen stehen.

— Wie soll ich ihn finden? ist meine zweite Frage.

— Erwartet mich in drei Tagen um diese Stunde zu Lard, so sollt Ihr ihn sehen.

— Gut. Nun die dritte Frage: Wer hat Euch gesendet?

— Hahaha! lachte das Weib. Fragt den Sturm, wer ihn geschaffen! Fragt die Reue, wer sie gesandt! Fragt die Rache, wer sie verhängt!

Und sie wendete sich ab, indem sie murmelte:

— In drei Tagen in Lard — da wird es vollendet.

Ich rief ihr nach, wie ich sie in der großen Stadt finden solle.

— Werde Euch schon finden! rief sie, ohne sich umzusehen. Seid ohne Sorge!

Dann schritt sie rasch davon.

Hast Du den Prinzen Heinrich gekannt, Klothar?

— Ich habe von ihm gehört; er muß ein Scheusal an Verführungskunst gewesen sein.

— Es war ein Engel von Antlitz, sagte der Graf ernst, aber ein Teufel von Gesinnung. Mein erster Gang in der Residenz, in welche ich noch an demselben Tage gelangte, war zu ihm. Ich fand ihn krank auf dem Lager liegen. Sein ganzes Leben voll Ausschweifung und Laster trat nun vor sein Schmerzenslager und die Erinnerung daran hatte ihn feige gemacht, wie einen geschlagenen Hund.

Ich hieß alle Anderen hinausgehen und sprach lange allein mit ihm. Er gestand mir, daß er Elisabeth verführt habe. Er wußte, daß ein Kind dieser Liebe existire, ohne indessen seinen Aufenthalt zu kennen. Ich drang in ihn, mir zu sagen, ob er mit Elisabeth noch später in Verbindung gestanden habe. Er läugnete es, und als ich nun von seinen Briefen sprach, sagte er:

— Gehen Sie, Herr Graf, und lassen Sie mir einen Geistlichen rufen. Mir thut es noth, mich mit dem Himmel zu versöhnen. Vielleicht habe ich nur noch diesen Tag zu leben.

Ich fuhr zornig auf bei diesen Worten. Ich sagte ihm, daß er ein elender Betrüger sei, daß ich, wenn nicht Krankheit ihn an das Lager fesselte, Genugthuung verlangen würde für den mir angethanenen Schimpf. Ich gerieth in maßlose Wuth und wußte kaum, was ich that. Der Prinz schrie vor Angst und Schmerzen. Die Aerzte, die Diener eilten herbei. Man entfernte mich willenlos, fast ohne Besinnung. Ein tiefe Verachtung gegen jenen Schurken, den sie Prinz nannten, ergriff mich.

Zwölf Stunden darauf war der Prinz Heinrich eine Leiche. Das zehrende Uebel, an dem

er litt, hatte wahrscheinlich durch die Aufregung jener Scene einen entzündenden Charakter angenommen. In der Residenz wurde die ganze Sache auf Befehl des Fürsten geheim gehalten.

An demselben Tage reiste ich nach Lard.

An dem Morgen des Tages, für welchen ich eine Zusammenkunft mit der Zigeunerin verabredet, kam ein Mann zu mir in das Gasthaus, in dem ich Wohnung genommen, und sagte:

— Wollt Ihr mir folgen, Herr Graf, so wird geschehen, was Ihr wünscht.

Ich nahm meinen Degen, Mantel und Hut und folgte ihm.

Nachdem wir viele enge Gassen durchschritten hatten, gelangten wir an eine enge Pforte, die durch die Ringmauer führte. Sie war offen und wir betraten eine gartenähnliche Fläche von großer Ausdehnung, auf der wir weitergingen, bis wir an einen Zaun gelangten. Ueber diesen Zaun hinweg sahen wir in einen anderen Garten, in dem mehrere Kinder spielten.

Der Mann deutete auf eines der Kinder, auf einen Knaben von auffallender Schönheit, dessen frisches Gesicht von dunklen Locken umrahmt war, und sagte:

— Das ist das Kind, Herr.

Ich stand lange und sah den Knaben an. Er wandte einmal das Gesicht nach uns, ohne uns sehen zu können, und mir schien es, als ob dasselbe Elisabeth ungemein ähnlich wäre. Ich wollte den Knaben rufen, damit er zu uns herankäme; aber mein Begleiter rieth mir, dies zu unterlassen, da wir auf fremdem Grund und Boden ständen und uns leicht Unannehmlichkeiten daraus erwachsen könnten.

Dann gingen wir.

Nachdem wir durch dieselbe Pforte in die Stadt zurückgekehrt waren, blieb mein Begleiter vor einem kleinen Hause in einer engen Gasse stehen und sagte:

— Tretet ein, Herr Graf. Hier wird Euch weiterer Aufschluß werden.

Ich zögerte einen Augenblick, weil ich daran dachte, daß ich allein war.

Mein Begleiter schien dies zu bemerken; er sagte:

— Besorgt nichts. Ihr gerathet nicht unter Mörder.

Ich wollte keine Furcht zeigen und trat in das Haus.

Nachdem wir einen ziemlich langen finsteren Gang durchschritten hatten, gelangten wir in ein

kleines, sehr reinliches Zimmer. In diesem Zimmer befand sich außer jenem Zigeunerweibe noch eine junge Frau von großer Schönheit, aber etwas bleich und sorgenvoll aussehend.

Man ladete mich ein, auf einer Bank Platz zu nehmen, dann sagte die Zigeunerin:

— Ich muß Euch erzählen, Herr Graf, wie das Alles gekommen ist. Es sind wohl drei Jahre her, daß ich hier — ich war in dieser Stadt als geschickte Wehemutter bekannt, weil unser Volk diese Kunst versteht — zu einer sehr schönen Dame gerufen wurde, deren Stunde gekommen war. Ehe ich in das Haus eintrat, wurde mir viel Geld geboten, daß ich schweigen sollte von dem, was ich sehen würde.

Ich versprach zu schweigen. Als nun Alles vorbei war, entließ man mich reich beschenkt. Aber ich hatte Mancherlei gesehen, was meine Neugierde reizte. Ich umkreiste in der folgenden Nacht, wo ich zu mehreren Frauen gerufen wurde, mehrmals das Haus, um Jemand zu treffen, den ich fragen könnte, wer die Dame sei. Daß ein Geheimniß hier obwalte, schien mir gewiß.

Gegen vier Uhr des Morgens kam ich abermals vorbei, um nach Hause zu gehen. Als ich noch ein Weniges entfernt war, wurde die Thür

des Hauses geöffnet und ein Mann trat auf die Straße, der dieselbe nach allen Seiten überblickte. Es war noch ganz dunkel — es war im Frühjahr — und er konnte mich nicht sehen. Ich aber sah, daß er ein Bündel unter dem Arme trug. Das schien mir bedenklich.

Ich folgte ihm in einiger Entfernung. Da sah ich, wie er auf die Stufen des bischöflichen Palastes das Bündel ablegte und dann eiligst von dannen ging.

Es war kein Mensch ringsum. Ich nahte mich der Treppe und befühlte das Bündel. Da merkte ich, daß es ein Kind enthielt, und ich konnte mir nun den Zuhammenhang der Sache erklären.

Einige Stunden darauf ging ich nach jenem Hause, um meinen Dienst zu verrichten. Aber an der Thür sagte mir ein Diener, man bedürfe meiner nicht mehr. Ich ging und bewachte das Haus fortan sehr genau. Ich sah oft jenen Mann des Nachts ein- und ausgehen. Ich folgte ihm und sah ihn immer in ein großes Haus gehen, das dem Bischof gehörte. Als er einmal des Tages aus demselben trat, fragte ich einen Bürger, wer dieser Herr wäre. Da

sagte mir der Mann, daß es der Prinz Heinrich sei, der Bruder des Fürsten von M. Jetzt wußte ich, daß er der Vater jenes armen Kindes sei, das man gefunden und dem Bischof gebracht hatte. Wer die Mutter aber sei, wußte ich nicht.

So vergingen einige Tage. Da kam in der Nacht ein Mann zu mir, dem ich angeblich zu einer Kranken folgen sollte. Er führte mich in jenes Haus, aus dem man mich ein paar Tage zuvor fortgewiesen hatte.

Prinz Heinrich trat in das Zimmer, in das man mich geführt hatte, und sagte zu mir, ich müsse der jungen Dame sagen, ihr Kind sei gestorben; dann wolle er mir viel Geld geben.

Herr, für Geld thut man Vieles. Ich wurde in das Zimmer der Dame geführt; sie saß aufgerichtet im Bett und rief, als sie mich sah:

— Wo hast Du mein Kind, Mörderin?

Ich sagte ihr, daß das Kind gestorben sei, weil es überhaupt nicht lebensfähig war, und daß wir es im Beisein eines Geistlichen, der ihm die Nothtaufe gegeben, begraben hätten.

— Habe ich so lange bewußtlos gelegen? fragte sie zweifelnd.

— Ihr wart sehr krank, antwortete ich. Ihr

lagt in bösen Fieberphantasien. Verhaltet Euch ruhig und betrübt Euch nicht.

Als ich ihr das gesagt hatte, flüsterte sie mit traurigen Blicke:

— Nun muß es wohl wahr sein, da die Wehmutter es sagt. O, mein armes Kind!

Dann sank sie halb bewußtlos in einen unruhigen Schlaf.

Ich blieb während der Nacht bei ihr, bis der Prinz wiederkam und mich fortschickte.

— Solltest Du nicht schweigen, Weib, sagte er mit schrecklicher Stimme, so wirst Du als Mörderin gehängt, weil Du gesagt hast, das Kind sei gestorben.

Um dieselbe Zeit aber war hier die Liesbeth — das Weib deutete auf die junge Frau — Mutter eines Knaben geworden. Sie ward zur Amme bestimmt für das Kind, welches man auf der Treppe des bischöflichen Palastes gefunden hatte.

Ich warf einen Blick auf die junge Frau — schaltete der Graf ein — und fand sie sehr hübsch. Ich fragte sie, ob der Mann, der mich geführt hatte, ihr Gatte sei. Sie verneinte es erröthend.

Dann fuhr das Weib fort:

— Liesbeth war gesund und säugte beide Kinder, das ihrige und den Findling. Sie erhielt reichen Lohn und hatte ein herrlich Leben. Sie wußte nicht, was ich wußte, daß das Kind gar vornehmer Leute Kind sei. Ich behielt das Geheimniß gut für mich.

Um diese Zeit brach in Lard eine Verfolgung aus über mein Volk. Ich entfloh mit meinem Sohne nach M. Das war ein Jahr darauf. Da sah ich eines Tages eine vornehme Dame, in der ich jene Frau erkannte, die in Lard eines Kindes genesen war. Man sagte mir, dies sei die junge Gräfin von Westhall. Sie sah prächtig und wie ein junges Mädchen aus.

Das ist das, was ich weiß, Herr, und darauf will ich jeden Eid schwören.

Der Graf hielt inne. Die Erinnerung an diese Begebenheiten ergriff ihn mächtig. Klothar unterbrach das Schweigen nicht.

Endlich erhob sich der Graf und sagte:

— Als ich von Lard zurückkehrte, sprach ich mit der Gräfin. Ich beschwor sie, den Wahn zu zerstören, wenn sie könne — ihre Schuld zu leugnen, wenn ihr Gewissen sie freispräche.

Sie weinte und sank dann ohnmächtig zusammen. Sie konnte ihre Schuld nicht läugnen.

Dann verließ ich sie, um sie nie wiederzusehen.

Damals bin ich lange unstät in der Welt umhergeirrt, ohne Rast, ohne Ruhe. Mein Sohn und meine Tochter wuchsen heran. Ich liebte sie nicht, weil ich ihre Mutter nicht achtete. Ich glaubte nie an eine Untreue während der Ehe, aber ich wußte, daß ich ein Weib zur Gräfin von Westhall gemacht hatte, die diesen Namen beschimpfte.

Ich habe ein freudenloses Leben verbracht, Klothar, und jetzt, wo ich vielleicht dem Grabe nahe stehe, habe ich eine große Bitte an Dich. Wenn mich ein menschliches Geschick beträfe, willst Du meinen Kindern ein leitender Vater, ein liebender Freund sein? Willst Du meinen Max und meine Arabella vor dem Netze der Verführung bewahren?

Klothar ergriff des Grafen Hand.

— Max, sagte er, das Schicksal war grausam. Wenn es Dir irgendwie Ruhe geben kann, so höre meinen Schwur: Ich will mein Leben Deinen Kindern weihen und will sie schützen, tragen und leiten mit der Kraft, die mir gegeben ist, so lange es Gott gefällt.

— O, wie danke ich Dir, Klothar!

In jener Nacht ging der Graf noch lange mit dröhnenden Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Welche gewaltigen Erschütterungen hatten die Brust dieses Mannes durchbebt! Und doch hatte er den ruhigen Blick bewahrt, der ihn das Wesen der Dinge hell erkennen ließ und ihn anspornte, zum Heile seines Volkes zu wirken.

Es giebt jedoch Menschen, denen hienieden kein Glück, kein beseligender Erfolg beschieden ist, und zu diesen gehörte der Graf.

Sah er jetzt, am Abend seines Lebens, ein klares, frohes Ergebniß seines Strebens? Von seinen Bundesgenossen verfolgt und verläumdet, von Vielen unverstanden und von Wenigen begriffen, kann er nur eine Ruhe finden, nur eine Belohnung: die des eigenen Bewußtseins.

Wir blicken mit Bangen der Zukunft dieses Mannes entgegen. Wir sehen in dem Mordanfall auf Alphons, den der Graf so innig liebte, wiederum die Hand des finsteren Geschickes, die ihm Alles zu rauben scheint, was er liebt. Wir werden dieser dunklen dämonischen Gewalt noch öfter begegnen und uns überzeugen, daß seinen Grabstein die Worte bezeichnen müssen:

„Nur ein Glück war ihm beschieden, das Glück, zu sterben.“

10.

Die Wölfe.

Wir haben Franz Wenger in einem Augenblick verlassen, wo der Tod an ihn herantrat, aber nicht als grinsendes Gespenst, sondern wie ein sanftbetäubender Traum.

Doch was er zu träumen glaubte, geschah wirklich mit ihm. Er wurde von kräftigen Armen umschlungen und fortgetragen.

Es mochten wohl viele Stunden seit den oben erzählten Begebenheiten vergangen sein, als er erwachte. Erstaunt blickte er um sich. Das Bewußtsein dessen, was mit ihm vorgegangen war, kam in den Falten seines Gedächtnisses nicht zur Geltung.

Er befand sich in einer niedrigen Bretterhütte, durch deren Spalten ein heller Sonnenglanz hereinstrahlte. An den Wänden hingen Netze und allerlei Fischergeräthe. Er selbst lag auf einem ärmlichen, aber reinen Lager und war durch eine wollene Decke gegen die Kühle der Nacht geschützt.

Außerdem befanden sich zwei dreibeinige Schemel und ein kleiner Tisch in der Hütte.

Bisweilen war es Franz, als ob er das Rauschen eines Flusses hörte. Er strengte sich an, ganz zu erwachen; er glaubte zu träumen.

Endlich ging die Thür auf und ein junger Mann trat herein, der, sobald er sah, daß Franz wachte, ausrief:

— Gott sei Dank, daß Ihr erwacht seid. Ihr lagt wie todt.

— Wo bin ich denn? fragte Franz.

— Bei einem guten Freunde. Wißt Ihr denn nicht, was geschehen ist?

— Ich kann mich nicht besinnen, mein Kopf schmerzt so sehr.

Der Mann stellte einen Kübel, den er in der Hand trug, auf die Erde, rückte einen Schemel an das Lager und setzte sich dicht zu Franz. Dann sagte er gutmüthig:

— Das glaube ich, daß Euch der Kopf schmerzt. Es war ein abscheulicher Hieb, den dieser Hallunke Euch versetzte.

Diese Worte riefen in Franz die Erinnerung alles Geschehenen wach.

— Ja, sagte er, an der Mauer am Flusse.

— Ganz recht. Ihr habt meinen Kahn benutzt, um hinüber zu kommen. Wäre besser gewesen, Ihr hättet es gelassen.

Franz seufzte tief.

— Ich mußte hinüber, sagte er, und wenn es mein Leben gekostet hätte.

— Das wäre beinahe so gekommen. Ich sah von hier aus zu. Mir stand das Haar zu Berge, als ich sah, wie Ihr wanktet, herabglittet und endlich fielt.

— Ja, ja, ich konnte mich nicht mehr halten, da ließ ich los.

— Ihr bliebt zu allem Glück in der Weide hängen, die drüben am Ufer steht. Sonst hättet Ihr Euch den Schädel zerschmettert. Dann fielt Ihr ganz herunter, aber so, daß Eure Beine im Wasser lagen. Euer Schutzgeist hat Euch bewahrt, daß Ihr nicht mit dem Kopf in das Wasser fielt. Sonst wart Ihr verloren, ehe ich kam, Euch zu retten.

Franz dachte einen Augenblick nach. Noch war er ihm nicht möglich, die ganze Vergangenheit zu begreifen. Die Betäubung durch den Schlag wirkte noch nach. Ein paarmal strich er sich mit der Hand über die Stirn, dann fragte er:

— Ihr rettetet mich, als ich am Ufer des Flusses lag?

— Ich hatte, wie ich Euch schon gesagt,

dem ganzen Hergange zugeschaut, entgegnete der Fischer. Kaum waren die Schurken oben auf der Mauer verschwunden, so ruderte ich mit meinem Kahn hinüber, fand Euch blutend, halbtodt am Fuße der Mauer, hob Euch auf und trug Euch in meinen Kahn, um Euch dann in meine Hütte zu schaffen.

— Ach, das war mein Traum! sagte Franz lebhaft.

— Was für ein Traum? fragte sein Retter.

Franz erröthete ein wenig und schwieg.

— Kaum hatte ich Euch hier niedergelegt und das Lager bereitet, so kamen Reiter an. Ich hörte den Hufschlag und nichts Gutes ahnend, löschte ich das Licht aus, schloß die Hütte von außen und versteckte mich in den Erlen.

Gleich darauf langten die Reiter an und einer derselben sagte:

— Hier in der Hütte wird er sein.

— Die ist ja dunkel und verschlossen, sagte ein Anderer.

— Und wie sollte er über den Fluß gekommen sein? fragte ein Dritter.

Sie pochten an der Hütte und als sich nichts regte, ritten sie weiter, indem sie sagten:

— Er muß bis zur Brücke fortgekrochen sein, sonst konnte er nicht herüber.

— Die haben Euch gesucht, Freund.

— Ich weiß es und danke Euch tausendmal, sagte Franz warm und ergriff des Fischers Hand, die er lebhaft drückte.

— Sagt, Freund, hub der Fischer treuherzig an, was habt Ihr mit den großen Herren? Ihr seid selbst ein Jäger des Fürsten — ich habe auch einen Bruder bei der Jägerei — was, zum Teufel, treibt Euch, daß Ihr wie ein Dieb in den Garten steigt und Euch von den rohen Knechten fast todtschlagen läßt?

Franz lächelte schmerzlich:

— Wohl wie ein Dieb, doch nicht, um zu stehlen.

— Aber um Gotteswillen, zu welchem anderen Zwecke?

— Fragt mich das nicht; ich kann Euch nicht antworten.

— Gut, gut. Ich bin nicht neugierig. Aber was wollt Ihr machen?

— Ich will aufstehen.

— Das dürft Ihr nicht. Bleibt ruhig liegen. Ihr könnt während des Tages diese Hütte nicht verlassen, ohne der Gefahr ausgesetzt zu

sein, von den Reitern gefunden zu werden. Bis zum Einbruch der Nacht müßt Ihr ruhig liegen bleiben; das ist schon wegen Eures Kopfes nöthig, um den ich Euch einen Verband gelegt habe. Ist es dann dunkel, so könnt Ihr gehen. Wohin wollt Ihr?

— Nach Schloß Jägersburg.

— Gut. Ich werde Euch führen.

— Ich kenne den Weg sehr genau.

— Desto besser. Jetzt verzeiht, wenn ich Euch verlasse und meinen Geschäften nachgehe. Ich muß Euch einschließen, weil Ihr sonst gefunden werden könntet. Nehmt's nicht übel.

Mit diesen Worten verließ der Fischer die Hütte, die er von außen verschloß.

Franz blieb ein paar Stunden seinen Gedanken überlassen.

Die Bilder, die ihn umgaukelten, waren nicht eben freundlicher Art.

Er kannte die Strenge seiner Vorgesetzten beim geringsten Dienstversehen. Ein so grobes Versehen, wie sein Ausbleiben über Nacht, während er um Mitternacht zu einem Rendezvous beordert war, wurde unnachsichtlich und grausam geahndet.

Franz Wenger hatte sich stets bemüht, durch

die strengste Erfüllung der Dienstpflicht den entehrenden Strafen zu entgehen, die dem Nachlässigen drohten. Jetzt hatte er ohne sein Verschulden einen Fehler begangen, für den ihn die so gefürchteten Strafen treffen mußten, und es reifte allmälig der Entschluß in ihm, das Land zu verlassen, um in der Fremde sein Glück zu suchen.

Da dachte er an Arabella. Ihm war, als ob eine eiskalte Hand sich um sein Herz kralle. Arabella verlassen?

Aber was sollte aus der Liebe des namenlosen Jünglings zu der vornehmen Dame werden? Er legte sich jetzt wieder diese Frage vor und ein Gefühl der Reue schlich sich in seine Brust.

Er hatte die Liebe dieses reinen, edlen Mädchens auf seinem Lebenswege gefunden, wie eine wunderliebliche Blume. Betäubt von der Wonne seines Empfindens, hatte er sich ihr mit ganzer Seele hingegeben, hatte den süßen Traum der Liebe geträumt, ohne an das Erwachen zu denken.

Doch dies Erwachen war jetzt gekommen.

Franz war ein Mensch, der das Gefühl der strengsten Ehrenhaftigkeit in seiner Brust trug. Er verhehlte sich nicht, wie sehr er Arabella's Ruf und Zukunft gefährden würde, wenn er

länger sein Geschick an das ihrige kettete. Er sah keine Möglichkeit, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Er ergriff das, was jeder edle Mann in einem solchem Falle ergreifen mußte — er sagte sich los von seiner Vergangenheit er entsagte seiner Liebe.

Das war ein langer, schwerer Kampf, den er an jenem Tage in der einsamen Hütte in seinem Innern kämpfte.

Er meinte zu sterben vor unendlicher Qual, als ihm sein Gewissen den Weg bezeichnete, den er künftighin zu gehen hatte. Aber er würde in jenem Augenblicke gern gestorben sein, erfüllt von dem Bewußtsein, seine Pflicht ganz gethan zu haben.

Der Tag war hellleuchtend heraufgezogen. Goldige Streiflichter drängten sich durch die Bretterwand der Hütte. Franz hörte die Töne der Glocken von der Stadt herüberdringen. Aber er blieb still auf seinem Lager. Es that ihm wohl, so ganz allein zu sein; er fühlte, wie diese Ruhe, diese Einsamkeit ihn kräftigte und erfrischte.

So verging Stunde auf Stunde.

Franz hörte die Schritte von Menschen, die an seiner Hütte vorübergingen. Er lauschte und vernahm die Worte:

— Diese armen Kinder! So allein fortzulaufen und am Ende in der Nacht umzukommen oder den Wölfen in die Hände zu fallen!

Franz wußte nicht, warum er bei diesen Worten sogleich an die Knaben dachte, welche die Veranlassung seines Unglücks waren. Aber dieselben gaben seinem Ideengange eine ganz bestimmte Richtung.

Ihm kamen jene Worte Edgars in das Gedächtniß:

— Sie sind nur ein Jäger. Sie haben weder das Recht, die Gräfin zu lieben, noch von ihr geliebt zu werden.

Diese Worte eines Knaben erhielten für ihn eine Bedeutung, indem er sie in Verbindung mit seinen eigenen Ideen brachte.

— Ich will mir nicht mehr ein Recht nehmen, das mir nicht gebührt, sagte er zu sich, und jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich die Vergangenheit abschütteln kann, um ein neues Leben zu beginnen. Arabella wird um mich wie um einen Todten weinen. Dann wird sie mich vergessen und glücklich werden.

Der arme Franz! Er fühlte nur unbewußt, wie diese letzten Worte ihn tief und unendlich schmerzten.

Gegen Abend, als die Dämmerung bereits hereinzubrechen begann, kam der Fischer heim.

— Ich habe Euch lange allein gelassen, sagte er, und ohne Speise und Trank. Aber ich hielt es für besser, daß Ihr fastetet und Ruhe hattet.

— Ich habe keinen Hunger, sagte Franz.

— Der wird schon kommen, entgegnete der brave Fischer. Jetzt könnt Ihr aufstehen, wenn es Euch beliebt. Ich werde inzwischen unser Abendbrod bereiten.

— Wohnt Ihr ganz allein hier?

— Jetzt ganz allein. Mein Vater starb vor drei Monaten. Wir betrieben hier die herrschaftliche Fischerei gemeinschaftlich. Ich denke indessen nicht so allein zu bleiben, sondern mich noch vor dem Winter zu verheirathen. Eine schmucke Dirne ist mir gewogen. Ah, Ihr sollt sie sehen! Manch' vornehmes Fräulein hat nicht so dunkle Augen und schneeweiße Zähne, so eine zarte Haut und runde Arme. Ein Staatsmädel! Für das Haus eines armen Mannes wie geschaffen — arbeitsam, frohen Muthes, gesunden Leibes. Geld und Gut hat sie nicht. Du lieber Gott! Sie ist ein Waisenkind. Aber was schadet das? Wir werden arbeiten und dazu

beten. Dann wird unser Herrgott schon weiter helfen.

So schwatzte der gutmüthige Mann, indeß er Holz auf einen rußigen Kamin legte und entzündete, so daß bald ein lustiges Feuer brannte.

— Ihr seid ein glücklicher Mann, sagte der junge Jäger.

Der Fischer drehte sich um und sagte:

— Ihr sprecht das in einem Tone, als ob Ihr es nicht wäret. Seid doch auch ein schmucker Bursche und Jäger des Fürsten. Was könnte Euch fehlen?

— O, mir fehlt auch nichts, erwiederte Franz.

Aber er hatte nie eine größere Lüge gesagt. Gerade die fröhliche Lebensanschauung des jungen Fischers hatte ihm den Fluch seines eigenen Daseins in furchtbarer Klarheit vor die Augen geführt.

Wie elend war er gegen diesen Mann! Anstatt wie er mit frohem Muthe sich in dem ihm zugewiesenen bescheidenen Kreise ein stilles Asyl zu gründen, war er im Begriff, alles das, was ihm lieb war, zu verlassen, um einem ungewissen, freude- und liebelosen Dasein entgegenzugehen, er, der Namenlose, Heimathslose.

Aber Franz war eine kräftige, energische Natur. Hatte ihn seine Liebe zeitweise schwach gemacht, so war er jetzt, wo er den Entschluß gefaßt hatte, dieser Liebe zu entsagen, wieder der thatkräftige und entschlossene junge Mann, der er früher gewesen.

Er drängte jeden bitteren Gedanken zurück und sagte freundlich:

— Ich will Euch helfen.

— O, ich komme schon allein zurecht.

— Doch verstehe ich es auch, einen Fisch zu sieden.

Franz sagte dies mit Bezug auf einen Zuber voll großer Fische, den sein Wirth eben in die Hütte schaffte.

— Das sollte man wohl meinen, daß ein Waidgeselle auch damit Bescheid weiß, entgegnete der Fischer. Gehört doch die Fischerei halb zu Eurem Handwerk.

— Wenigstens sind die Fischer unsere nächsten Kollegen.

Der ehrliche Fischer fühlte sich durch dieses Kompliment, welches ihn einer so bevorzugten Kaste nahe stellte, sehr geschmeichelt.

Die beiden Männer bereiteten sich nun gemeinschaftlich eine einfache, aber schmackhafte

Abendmahlzeit, indem sie einen eisernen Topf, der mit Flußwasser gefüllt war, über das flakkernde Feuer setzten und einen kräftigen Hecht darin sotten. Zugleich legte der Fischer Kartoffeln in die Asche und Beide befriedigten mit dieser einfachen Speise ihren Hunger.

Es war unterdessen finster geworden. Als die Männer ihr Mahl verzehrt hatten, mochte es ungefähr acht Uhr sein.

— Es wird Zeit, wenn Ihr gehen wollt, sagte der Fischer. Ist es aber Euer Wunsch, bei mir zu bleiben, so seid Ihr bestens eingeladen. Was ich habe, theile ich gern mit Euch.

Franz dankte dem biederen Manne herzlich und griff nach seinem Hute.

— Ich muß gehen, sagte er. Lebt wohl.

— Hört, sagte der Fischer, Ihr seid noch schwach. Der weite Weg wird Euch sehr ermüden. Ihr könnt nach Jägersburg ebenso gut kommen, wenn Ihr eine Stunde stromabwärts fahrt und dann über den Rühlberg geht. Meinen kleinen Nachen entbehre ich schon ein paar Tage. Wißt Ihr, wo der Wandsberger Schlagbaum ist?

— Nahe der Brücke von Velten, antwortete Franz.

— Ganz recht. Dort steht am Ufer eine

kleine Hütte, wie wir Fischer sie gewöhnlich haben. Sie gehört einem Vetter von mir, einem guten Jungen. Ueberliefert ihm den Kahn. Er bringt ihn mir am künftigen Sonntag wieder herauf. Ihr habt von dort aus kaum eine Stunde nach Jägersburg.

Franz überlegte einen Augenblick. Er hatte nicht die Absicht nach Jägersburg zu gehen; aber er mußte einen Weg suchen, auf dem er rasch die Grenze erreichte. Von jenem Orte, wo des Fischers Vetter wohnte, war dies jedoch am leichtesten möglich, und so nahm Franz das Anerbieten gern an, besonders da er seiner Kraft noch nicht ganz traute und vor Tagesanbruch im Nachbarlande sein mußte, um nicht aufgegriffen und zurückgebracht zu werden.

— Ihr habt so viel für mich gethan, sagte er, daß ich gern meine Schuld gegen Euch vergrößere, in der Hoffnung, Euch eines Tages Alles vergelten zu können.

— Sprecht nicht davon, sagte der Fischer. Das wäre noch schöner, wenn ich das nicht thun wollte. Sind wir doch alle Menschen, und helfen, wo man kann, ist ein gutes Geschäft; man hat das beste Gewissen von der Welt dabei.

Die beiden Männer gingen nach dem Fluß

hinab. Der Fischer löste den Nachen von der Kette und indem er Franz ein Ruder reichte, sagte er:

— Laßt Euch nur von den Wellen treiben und gebraucht das Ruder zum Steuern. Der Strom ist hier so stark, daß es keiner Arbeit bedarf.

Franz drückte seinem edlen Retter die Hand und bestieg dann den Kahn. Er stieß ihn ab und befand sich einen Augenblick später in einer raschen gleitenden Bewegung mit den eilenden Wogen.

Die Stelle, wo die Fischerhütte stand, lag einige hundert Schritte stromaufwärts von dem Punkte entfernt, an welchem Franz die Mauer des fürstlichen Parks erstiegen hatte. Er kam also noch einmal an dieser Stelle vorbei.

Franz konnte durch die Bäume die Lichter des hohen Schlosses blinken sehen. Er stand aufrecht in dem Kahn und seine Seele nahm traurigen Abschied von dem Mädchen, die dort oben, umgeben von dem ganzen Glanze ihres Standes, wohnte. Er wußte nicht, daß auch ihr Herz in diesem Augenblicke zagend, sehnend bei ihm weilte. Er wußte nur, wie unnennbar elend er in diesem Momente war.

Bald lag das Schloß in seinem Rücken. Langsam trugen ihn die Wellen an der Stadt vorbei, aus deren erleuchteten Häusern tausend Lichter im Wasser sich spiegelten.

Ein fast bitteres Gefühl überkam ihn. Was hatte er verbrochen, daß er, wie ein Verbrecher geächtet, in dunkler Nacht floh von allen denen, die er liebte?

Und doch waren es so wenige Menschen! Er hatte Niemand außer Arabella, von dem er Liebe hätte fordern können. Ob er lebte oder starb, kümmerte außer ihr Niemand.

Jetzt fuhr er unter der dunklen Brücke durch. Noch ein paar Lichter warfen zitternde Strahlen in das Wasser. Dann glitt der Kahn langsam in dunkler Nacht auf den schwarzen Wellen hin und nur die Furche, die er zog, schien wie mit flüssigem Silber bestreut.

Eine Stunde mochte seit seiner Abfahrt verflossen sein, als Franz an der Stelle anlangte, wo er den Kahn abgeben sollte.

Er fand jenen Fischer nicht zu Hause; fast froh darüber, daß er mit keinem Menschen zu sprechen brauchte, band er den Kahn fest und wanderte dann in die dunkle Nacht hinaus.

Bei dem nahen Dorfe Velten überschritt er

die Brücke über den Fluß und stieg dann langsam einen ziemlich steilen Berg hinan.

An dieser Stelle tritt der Wald bis dicht an den Fluß heran und Franz sah sich bald von den Schatten tausendjähriger Eichen eingehüllt. Die Luft war am späten Abend noch dick und ein dumpfes Schweigen ringsum kündigte ein Gewitter an.

Franz beschleunigte seine Schritte. Er dachte daran, daß er vielleicht ein einsam im Walde stehendes Wirthshaus erreichen könne, ehe das Wetter losbreche. Aber jetzt fiel ihm ein, daß die geringe Baarschaft, welche er bei sich trug, kaum ausreichte, um sein Leben einige Tage zu fristen. Die Frage trat unwillkürlich an ihn heran: Was dann?

— Ich will arbeiten, sagte er sich. Meine Arme sind stark; sie werden mich ernähren.

Franz hatte unter solchen nicht eben angenehmen Gedanken soeben die Spitze eines ziemlich hohen Berges erreicht, als das Gewitter sich zu entladen begann. Vor ihm lag eine tiefe Schlucht, in welcher im Grunde ein Waldbach murmelte. Franz erkannte beim ersten Blitze, daß er irre gegangen war und daß er weiter hinauf mußte, um eine Stelle zu finden, wo

einige quer gelegte Baumstämme es möglich machten, die Schlucht zu überschreiten, ohne daß man Gefahr lief, in die Tiefe zu stürzen.

Er wandte sich deshalb seitwärts und ging langsam und vorsichtig an dem Abhange hin. Ein dichter und sehr heftiger Regen begann niederzufallen; das Erdreich wurde ungemein schlüpfrich und Franz konnte nur, von Baum zu Baum sich klammernd, weiterkommen. Er brauchte deshalb lange Zeit, ehe er die rohe Brücke erreichte. Endlich zeigte ihm ein rascher Blitz die querübergelegten Baumstämme.

Franz erreichte und überschritt sie glücklich, obwohl seine ganze Gewandtheit dazu erforderlich war, um nicht abzugleiten und in den rauschenden Gießbach zu stürzen.

Unterdessen wüthete ein orkanähnlicher Sturm. Starke Aeste stürzten herab und dazwischen heulte der Wind durch die Wipfel, daß sich die starken Eichen stöhnend beugten.

In dem Augenblicke, wo Franz den Fuß auf den jenseitigen Rand der Schlucht setzte, streckte sich ihm ein Flintenlauf entgegen und ein rauhe Stimme rief:

— Halt!

Franz blieb stehen und erwartete das Weitere.

— Wer seid Ihr? fragte die Stimme.

— Ein Jäger des Fürsten.

— Der Name?

— Franz Wenger.

— Mein Gott, Franz, sagte der Sprecher, Du bist es! Armer Bursche, der Jägermeister läßt Dich Spießruthen laufen.

— Woher weißt Du das? fragte Franz, der in dem Manne einen seiner Kollegen erkannt hatte.

— Weil er es heute Morgen gesagt hat. Ich habe es selbst gehört.

— Er wird es bleiben lassen.

— So weit ich ihn kenne, wird er es ausführen. Wo warst Du nur so lange?

— Ich hatte mir gestern bei einem mißglückten Sprung den Kopf beschädigt; ich lag in einer Bauernhütte und war ohne Besinnung. Konnte ich da kommen?

Statt zu antworten, ergriff der Jäger Franz bei der Hand und zog ihn fort, indem er sagte:

— Das Wetter ist schaurig. Gleich hier neben ist eine kleine Hütte. Laß uns da Schutz suchen. Dann können wir plaudern.

Franz folgte. Von allen seiner Kollegen war dieser, Namens Eduard Donner, der Einzige, zu dem er Zutrauen hatte fassen können.

Sie erreichten bald eine Stelle, wo aus vier Pfählen und einer rohen Decke von Moos und Reisig eine kleine Hütte aufgebaut war, welche wenigstens für den Augenblick Schutz gegen das Unwetter gewährte.

— Wo hast Du Deine Büchse, Franz? fragte Donner.

— Ich habe keine Büchse mitgenommen.

— Warst Du nicht im Dienst?

— Nein. Ich wollte nach Belten gehen, Pulver zu kaufen.

— Das Alles wird Dir der Jägermeister nicht glauben.

— Und wenn er es nicht glaubt?

— So wird er Dich peitschen lassen.

— Du kannst Dich darauf verlassen, daß mich der Jägermeister nicht peitschen läßt.

— Das sind seltsame Reden, Franz. Du bist sein Untergebener. Du mußt gehorchen.

Franz schwieg. Nach einer Pause fuhr Donner fort:

— Du bist ein seltsamer Mensch. Besonders in der letzten Zeit hast Du ein Wesen angenommen, was deutlich zeigt, daß Du Dich nicht wohl fühlst in unserer Mitte.

— Ich leugne es nicht, daß dem so ist.

— Aber ich denke doch, daß man aus der Noth eine Tugend machen muß, Franz? Was wolltest Du sonst sein? Es bliebe Dir nichts übrig, als ein Vagabond oder ein Wilddieb zu werden.

— Oder ein ehrlicher Mann, der sich mit seiner Hände Arbeit ernährt, sagte Franz.

— Wolltest Du ein Bauer werden? Das ziemt für keinen Waidgesellen! Du bist ganz anders, wie die Uebrigen. Statt Dein Leben zu genießen bei Wein und Mädchen, sitzest Du zu Hause oder bist tagelang, auch wenn Du es nicht nöthig hast, im Walde im Dienste Seiner Durchlaucht. Wir sprechen mehr darüber, Franz. Jetzt gehe. Und bewahre Dich Gott vor der Strafe.

Franz erhob sich, reichte seinem Kameraden die Hand und sagte:

— Adieu, Eduard. Behalte mich in gutem Andenken.

— Was soll das, Franz? Wir sehen uns morgen.

— Höre, Eduard, ehe ich mich auspeitschen lasse, gehe ich lieber dahin, wo es keinen Jägermeister giebt.

— Franz, sei nicht toll! rief der Jäger.

Aber Franz war bereits in der Dunkelheit verschwunden.

— Der Bursche wird noch einmal ein Unglück anrichten! murmelte der Jäger und begab sich zurück auf seinen Posten.

Franz aber hatte mit diesem Abschiede seine Vergangenheit von sich abgeschüttelt.

Der Regen hatte etwas nachgelassen. Der Donner schwieg. Franz suchte sich mühsam einen Weg durch die Finsterniß.

Plötzlich war es ihm, als ob ein Mensch neben ihm vorbeigeglitten wäre. Er blieb stehen, aber er konnte nichts hören.

Einen Augenblick darauf fühlte er den Lauf einer Pistole auf seiner Brust und eine Stimme flüsterte:

— Sobald Ihr Euch regt oder einen Laut gebt, drücke ich los.

Franz war zum zweiten Male auf seiner Wanderung auf so gefährliche Weise festgehalten.

— Wer seid Ihr? fragte die Stimme.

— Franz Wenger.

Franz sagte seinen Stand nicht, weil er wußte, daß hier kein Posten von den Jägern stand, sondern daß er es wahrscheinlich mit einem Wildschützen zu thun hatte.

Sobald aber Franz seinen Namen genannt hatte, entfernte sich die Pistole von seiner Brust und eine Stimme sagte:

— Zurück, Bursche! Du hättest beinahe etwas Gutes angerichtet!

Dann fühlte sich Franz plötzlich an der Hand gefaßt.

— Ihr seid es? sagte eine Stimme, die er für die des braunen Klaus erkannte. In dieser entsetzlichen Nacht hättet Ihr sollen zu Hause bleiben.

— Ich will nach Hause.

— Wohin? Nach Jägersburg?

— Nein, über die Grenze, Klaus.

— Seid Ihr toll?

— Hört, Klaus, sagte Franz, leiht mir Eure Büchse; ich habe keine Waffe; oder gebt mir einen Eurer Leute mit; ich will hinweg aus diesem Lande.

— Der Retter meines Lebens soll nicht ohne Schutz sein, sagte der braune Klaus; aber was will er in dem fremden Lande?

— Ich kann es Euch nicht sagen, Klaus; aber ich muß fort.

— Ihr seid heute seltsam, Herr. Kommt und trinkt mit mir einen Schluck.

Der Zigeuner zog eine Feldflasche mit einem stärkenden Getränk heraus, aus der Beide tranken. Dann fragte er?

— Wollt Ihr dieses Land ganz verlassen?

— Ja. Ich gedenke mich nach Lard zu wenden.

— Hört, Herr, ich weiß, was Euch drückt. Der Jägermeister sagte heute Morgen: „Ich lasse Wenger Spießruthen laufen, weil er eine Nacht seinen Dienst versäumt hat.“ Das ist's, nicht wahr?

— Woher wißt Ihr das?

— O, man weiß so allerlei; hier ein Freund und dort ein Freund!

— Doch habt Ihr recht, Klaus. Ich will mich nicht peitschen lassen.

— So kommt zu uns.

— Zu wem?

— Zu den Wölfen.

— Wer sind die Wölfe?

— Burschе, die das Herz auf dem richtigen Fleck zu sitzen haben.

— Ihr müßt Euch deutlicher erklären.

— Nun so hört. Es sind hier im Lande Viele, denen ein Unrecht geschehen ist, ein kleines oder ein großes, und die d'rum nur darauf war-

ten, das gut zu machen. Diese Männer haben sich zusammengethan und halten fest an einander, und wenn es einmal losgeht, so gehen sie alle miteinander. Sonst sind's rechtschaffene Bursche, ein wenig hitzig manchmal, aber zu jeder Zeit ehrlich.

— Warum nennt man sie Wölfe?

— Einer der Vornehmen hat einmal bei einem Banket gesagt, man müsse die Wildschützen hetzen, wie einen Wolf. Das sind Wölfe; sie zeigen die Zähne. Nur möchte es bald umgekehrt kommen; es möchten die Wölfe jene Herren jagen. Lustige Hetze das!

— Ihr muthet mir zu, ich soll es mit den Wilderern halten? fragte Franz, indem sich sein Jägerblut empörte.

— O nein, sagte der Zigeuner ruhig, wir muthen Euch nichts zu. Geht hin und laßt Euch peitschen. Wir können Euch nichts bieten, als ein Stück Brod, einen Becher Wein und unsere Freundschaft; der Jägermeister aber bietet Euch die Peitsche und für die ersten acht Tage ein dumpfiges Loch als Herberge und Kröten und Schlangen als Gesellen. Hier werdet Ihr als ein braver, wackerer Bursche geachtet und geliebt; drüben seid Ihr ein Jäger des Fürsten

und das Volk liebt Euch bei Gott nicht. Wohl aber hassen Euch die Kinder meines Volkes, setzte er leise hinzu, und wenn der böse Tag kommt, so kann es Euch schlimm gehen.

Franz stand noch unschlüssig. Es zog ihn mächtig, hier zu bleiben. Das abenteuerliche Leben dieser Männer schreckte ihn nicht, sondern übte eine geheime Anziehung auf ihn, da er so, wenn auch ungesehen, in Arabella's Nähe bleiben konnte. Alle Bedenken waren überwunden und er sagte mit fester Stimme, während er die Hand des Zigeuners ergriff:

— Topp, Freund, ich bleibe bei Euch. Doch eins müßt Ihr mir versprechen.

— Mein Retter sage seinen Wunsch.

— Ihr dürft mich zu keiner That zwingen, die mein Gewissen mir verbietet.

Der Zigeuner trat einen Schritt zurück und sagte verletzt:

— Ihr haltet mein Volk für Mörder und Diebe, da wir doch ehrliche Leute sind. Ihr solltet das nicht thun und werdet es nicht thun, wenn Ihr Ethna-Belu wiedersieht. Ich verzeihe Euch diesen Zweifel, weil die Welt Euch mit frevelnder Zunge ein lügnerisches Bild von dem Südlands-Volke entworfen hat. Hier meine

Hand, Ihr sollt nichts thun, was Ihr nicht vor dem Bilde Eures gekreuzigten Gottes gestehen könntet.

— Noch eins, Klaus.

— Ich höre, mein Freund.

— Kann einer Eurer Männer ungesehen nach Jägersburg gelangen und ohne daß die Hunde der Jäger auf seiner Spur gehen?

— Meine jungen Leute sind wie die Katzen auf Mauern, wie die Füchse in Löchern, wie die Marder auf Bäumen. Ihre Spur ist unsichtbar, wie die des Vogels, der in den Lüften fliegt. Was wollt Ihr von Jägersburg?

— Ich habe einen Hund dort gelassen, den ich sehr ungern verlieren möchte und der mir über Alles zugethan ist. Das treue Thier stirbt, wenn ich nicht heimkomme und ihn rufe.

— Wie heißt der Hund?

— Er heißt Unkas. Diese Pfeife kennt er genau.

Franz zog eine kurze Pfeife aus der Tasche und reichte sie dem Zigeuner dar.

— Unkas wird morgen früh an seines Herrn Thür kratzen, sagte dieser.

Dann wandte er sich um und fragte:

— Wird der Hund einem Fremden folgen?

Franz fiel es erst jetzt ein, daß Unkas nur seinem Rufe folgte.

Er überlegte einen Augenblick und antwortete dann:

— Unkas kennt nur meinen Ruf, das ist wahr.

— So wollen wir Beide selbst hingehen.

— Topp. Aber wann?

— Jetzt gleich. Wir haben noch zwei Stunden, bis die Wölfe kommen.

— Heute Nacht kommen die Wölfe?

— Sie haben eine Versammlung, wo die Stimmen ihrer Führer kundgeben, was zu thun sei in dieser Zeit. Ihr werdet sie Alle sehen, diese Männer, die hart sind, wie Persiens Stahl. Vorher aber wollen wir hinüber nach Jägersburg. Der Mond muß gleich da sein und der Regen ist vorüber. Sind Eure Kleider naß?

— Ein wenig. Doch das schadet nicht.

— Es wäre besser, Ihr vertauschtet sie mit anderen. Die Wölfe hassen Euer Kleid, wie der Fuchs den Hund. Ich will Euch andere Kleider geben. Folgt mir vorsichtig.

Der Zigeuner sprach leise einige Worte mit einem Burschen, der hinter einer Eiche unbeweglich stand, und fing dann an, mit katzenar-

tiger Geschicklichkeit sich einen Weg durch das Unterholz zu bahnen. Franz versuchte, möglichst geschickt zu folgen.

Sie setzten ihren Weg schweigend fort. Von Zeit zu Zeit blieb der braune Klaus stehen und bedeutete Franz, desgleichen zu thun. Dann beugte er sich nieder und lauschte, das Ohr am Boden. Jedesmal machte er darauf ein befriedigendes Zeichen und sie setzten ihren Weg fort.

So gelangten sie endlich an jenes Wirthshaus, welches, wie wir oben gesehen haben, ganz einsam im Walde lag.

Der braune Klaus umging das Haus und bat Franz mit leiser Stimme, ihm zu folgen. Man sah im untersten Stock durch die erleuchteten Fenster mehrere Männer sitzen, unter denen Franz zu seinem Erstaunen einen Burschen erblickte, der auf dem Schlosse Westhall den Dienst eines Jägers versah und den Franz kannte.

Er hielt den Zigeuner am Arme fest und sagte, auf die Männer deutend:

— Sind das Wölfe?

— Recht tüchtige.

— Und der Blondkopf, der unter ihnen sitzt?

— Ist ein Bursche, der sehr gut zu gebrauchen ist.

— Und gehört mit dazu?

— Gewiß.

— So betrügt er seinen Herrn.

Der Zigeuner lachte leise. Dann sagte er ebenso leise:

— Laßt solch' eine Ansicht heute Abend nicht laut werden; das möchte böses Blut geben. Ihr habt scharfe Ausdrücke. Die Diener der Aristokraten sind die auserlesenen Werkzeuge der Rache, welche die Wölfe an ihren Verfolgern nehmen.

Franz schwieg. Er hatte dabei seine eigenen Gedanken.

Die beiden Männer gelangten an eine Hinterthür und Klaus pochte leise. Es öffnete sich ein Fenster, ein Kopf wurde sichtbar und eine Stimme fragte:

— Wer ist da?

— Ein Freund des braunen Klaus.

Der Kopf zog sich in's Innere zurück, das Fenster schloß sich. Dann ward die Thür von innen leise mit einem Schlüssel geöffnet.

Die beiden Männer traten ein. Der Wirth betrachtete Franz mit argwöhnischen Blicken.

— Was bringt Ihr für Gesellschaft, Klaus? fragte er.

— Gute, mein Freund.

— Aber in schlechtem Kleide, sagte der Wirth, während er Franz von Kopf bis Fuß musterte.

— Raisonnire nicht, Mathes, sagte der Zigeuner, sondern gieb den Schlüssel her von oben und bringe uns ein paar Gläser Feurigen hinauf.

— Ja, ja, sagte der Wirth, Ihr werdet Euch noch einmal eine Laus in den Pelz setzen.

Dann wandte er sich um und ging langsamen, schleppenden Schrittes der Stubenthür zu.

Franz und Klaus stiegen eine schmale Treppe hinauf und gelangten oben bald an ein Zimmer, welches der Zigeuner mit dem vom Wirthe erhaltenen Schlüssel aufschloß.

Dann zündete er eine kleine Kiehnfackel an, die das Gemach mit einem röthlichen Scheine beleuchtete. Es befand sich in diesem nur eine Kiste und eine lange Bank. Franz konnte sich die Bestimmung dieses kahlen Zimmers nicht enträthseln.

Klaus öffnete die Kiste und brachte einen Anzug zum Vorschein, der aus einer kurzen Jacke von grauem Zeuge, aus Beinkleidern von derselben Farbe und aus einer Mütze von hoher, spitziger Form bestand. Endlich brachte er einen Gurt, an dem ein langes breites Messer befestigt war.

Franz bemerkte, daß der Zigeuner einen ganz ähnlichen Gürtel trug.

— Zieht diese Kleider an, sagte derselbe. So kennt Euch Keiner, der gewohnt war, Euch im grünen Kleide zu sehen.

— Was hat dies Zimmer für eine Bedeutung? fragte Franz, indeß er sich beeilte, seinen Anzug zu wechseln.

— Es ist oft nöthig, daß wir rasch in anderer Kleidung erscheinen, antwortete der braune Klaus. Wir haben deshalb verschiedene Orte, wo wir uns schnell umkleiden können.

— Aber warum ist das Zimmer so kahl?

— Um keinen Verdacht zu erregen. Der Wirth benutzt dieses Zimmer zum Trocknen von Wäsche und zu anderen häuslichen Verrichtungen. Es ist noch Niemandem eingefallen, einen von uns hier zu suchen.

Der Wirth zum „Waldmann" — dies war das Schild des Hauses, eine übermenschliche, gräuliche, riesenartige Figur, die über der Hausthür gemalt war — stand nicht im besten Rufe. Franz erinnerte sich, daß hier ein paarmal Haussuchung gehalten worden war. Aber er erinnerte sich nicht, in diesem Zimmer gewesen zu sein. Er fragte Klaus darüber.

— Das glaube ich wohl, sagte der Zigeuner-Häuptling, daß der alte Mathes Euch hierhin nicht geführt hat. Er ist ein schlauer Bursche. Dieses Zimmer liegt ganz gesondert vom übrigen Hause. Eine besondere Thür, die man nur bemerkt, wenn man das große Hofthor ganz schließt, führt hier herauf. Die Stube hat keine Fenster — Franz bemerkte dies jetzt erst — und so ist sie bis jetzt noch der Aufmerksamkeit der Spürhunde entgangen.

— Das ist fein ausgesonnen, sagte Franz.

— Am Tage und stets dann, wenn die Luft nicht rein ist, fuhr der braune Klaus fort, ist das große Hofthor halb offen und verdeckt mit dem einen Flügel den Eingang. Der Wirth hat eine Thür nach dem Zimmer aus der Stube; aber sie geht scheinbar in den Keller, dessen Stufen man bemerkt, wenn diese Thüre geöffnet wird.

Franz hatte unterdessen seinen Anzug vollendet und die beiden Männer gelangten in's Freie, nachdem der braune Klaus die Kiehnleuchte gelöscht und das Zimmer sorgfältig verschlossen hatte.

Er klopfte sodann unten leise an's Fenster.

— Wo ist unser Glühwein geblieben? fragte er den Wirth.

Der alte Mathes reichte brummend zwei Gläser des dampfenden Getränkes zum Fenster heraus.

Die beiden Männer ergriffen jeder eins und stürzten sie hinunter.

— Jetzt kommt; es wird Zeit, sagte der braune Klaus, indem er dem Wirthe sein Glas und ein Geldstück reichte.

Eine Zeit lang setzten Beide schweigend ihren Weg fort. Der Mond war aufgegangen, warf aber, da er noch tief stand, nur schwache Lichter durch den Wald. Dennoch aber vermied der braune Klaus alle Wege, die durch hohes Holz führten, und folgte vielmehr denen, die durch Buschwerk und Gartenhölzer führten.

Franz bewunderte die körperliche Gewandtheit dieses Mannes, wie er kein Reis zertrat, das knacken konnte, keinen Fehltritt that, der im Laube rauschte.

Wohl eine Stunde waren sie fortgewandelt, als sie sich einem im Viereck erbauten großen Gebäude gegenübersahen, das in dunklen Umrissen in die Luft starrte.

Dies war das Jagdschloß Jägersburg, das Centrum des weiten Waldlandes, der Sitz einer Aufsichtsbehörde, der ein reiches Schutzpersonal

zu Gebote stand. Dies war bisher der Wohnort des jungen Jägers gewesen.

Franz empfand zum erstenmal tief alle Consequenzen seines Schrittes. Er konnte ein Gefühl der Bitterkeit nicht unterdrücken, als er sich jetzt, wie ein Dieb schleichend, diesem Orte in einer Gesellschaft näherte, die unter keinen Umständen eine gute zu nennen war.

Der braune Klaus schien hier sehr lokalkundig zu sein. Er schlich vorsichtig an der hohen Mauer, die das Viereck schloß, entlang, bis zu einer kleinen Pforte, die dem großen Hofthore gegenüber lag.

— Wo liegt Euer Hund? fragte er fast unhörbar.

— Fünfzig Schritte von hier, antwortete Franz ebenso.

— Ist er angekettet?

— Nein. Er hat ein Lager in dem offenen Schuppen dort drüben.

— So ruft ihn dreist. Oder wollt Ihr pfeifen?

— Ist die Pforte offen?

— Ja wohl.

Franz nahm die kleine Pfeife, die er vorher dem Zigeuner hatte geben wollen und entlockte ihr einen ganz leisen Ton.

In demselben Augenblicke schlugen mehrere Hunde im Hofe an. Einer aber sprang wie elektrisirt in die Höhe und flog in weiten Sätzen über den Hof nach jener Pforte zu.

Sobald er sie erreicht hatte, sagte Franz:

— Unkas, couche!

Der Hund kroch winselnd an ihn heran und bezeugte, aber ohne sich vom Boden zu erheben, eine wahnsinnige Freude, indem er Franzens Stiefel leckte und leise wimmernd heulte.

Ein Wesen, das mich liebt! dachte Franz und liebkoste den Hund. Dann zog er eine Leine hervor und befestigte diese an dem Ringe des Halsbandes, das der Hund trug.

Du treues, gehorsames Thier! sagte er leise. Nun will ich Dich nie wieder verlassen.

Der braune Klaus trieb zum Aufbruch.

Ebenso leise und vorsichtig, wie sie gekommen waren, schlichen sich die Männer in den Wald zurück und verschwanden in dessen düsterer Nacht, während sie jede Stelle vermieden, wo ein voreiliger Mondstrahl sie hätte verrathen können. — — —

Mitternacht mochte es sein. Am Himmel stand der Mond in hoher Pracht und warf helle Streiflichter in den Wald, in dessen Gründen

ein nebelhaftes Wesen wehte, während die Kuppen, wo vielfach nacktes Gestein zu Tage trat, vom Mondlicht ungehemmt übergossen, bläulich glänzend sich in dunkeln Aether senkten.

Ungefähr eine Stunde von Jägersburg entfernt, in einer wüsten und wilden Gebirgsumgebung, lag ein Stück Wiese von beträchtlicher Größe, auf dem ein fürstlicher Pachthof stand.

In dieser hellen Nacht konnte man von Zeit zu Zeit Gestalten sehen, einzeln oder in kleinen Trupps, die von dem Felde her, welches nicht weit davon an den Wald stieß, oder auf schmalen Waldpfaden diesem Gehöfte zueilten.

Und doch schien das Gebäude recht dunkel und unwirthlich. Keines der vielen Fenster erschien erleuchtet und kein Hundegebell verrieth, daß man sich der Wohnung von Menschen näherte. Auf der langen Front des Hauptgebäudes lag der Mondenschein klar und helle, ohne daß sich irgend Etwas regte oder veränderte. Unter den Männern, welche sich diesem Gehöfte näherten, befanden sich auch Franz und der braune Klaus. Sobald sie am Hofthor angekommen waren, welches fest verschlossen erschien, wendete sich Klaus zur Seite und schritt lautlos auf dem weichen Rasen fort, indem er stets dafür

sorgte, nicht aus dem Schatten der hohen Mauer herauszutreten. So gelangten sie an eine Thür, die aus dem Freien direkt in das Haus führte. Diese Thür war nur angelehnt und zeigte, geöffnet, steinerne Stufen, die abwärts führten.

Nachdem die beiden Männer etwa zehn dieser Stufen hinabgeschritten waren, befanden sie sich in einem kellerartigen Raume, der sehr groß und so schwach erleuchtet war, daß man kaum erkennen konnte, was in dem entferntesten Theile vorging.

In diesem Raume befanden sich etwa hundert Männer von verschiedenem Aussehen. Während bei den Einen in den verwetterten Zügen eine Wildheit ausgeprägt war, die Entsetzen erregen konnte, trugen die Anderen eine Verschmitztheit und kluge Beobachtungsgabe zur Schau, die sie als die geistig Bedeutendsten und darum um so gefährlicheren Mitglieder dieser Gesellschaft bezeichnete.

Eine leise flüsternde Unterhaltung wurde in der Versammlung geführt. Man hörte Ausdrücke gräßlicher Rohheit neben der Erzählung von schauervollen Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten, die dem Volke von den Reichen und Vornehmen geschehen waren.

Plötzlich wurde es still. Ein Mann von verschmitztem, berechnendem Aussehen, städtisch gekleidet, bestieg eine Tribüne, die man aus zwei Fässern hergestellt hatte, über die man ein Brett legte.

Alles war still ringsum, als er sich mit überlegener Miene rings im Kreise umsah und dann zu sprechen begann:

— Bürger, sagte er mit einer näselnden, unangenehmen Stimme, ich will Euch das erzählen, war ich jüngst bei einer Reise in das herrliche Frankreich gesehen habe.

Ich kam in die Städte. Da fand ich den Handwerker fünf Stunden arbeitend; davon lebte er mit Frau und Kind. Wenn er die fünf Stunden gearbeitet hatte, so ging er in den Clubb und unterhielt sich mit den andern Bürgern über die Vorfälle der Zeit, die dem Mann aus dem Volke interessiren, weil sie seine Lage verbessern. Dann trank er mit seinen Freunden eine, zwei, drei Flaschen und dann ging er ruhig wieder nach Hause.

Dann kam ich auf das Land. Da hatte der Landmann reich geerntet und freute sich des Lohnes seiner Arbeit. Er brauchte sich nicht zu schinden; denn kein Edelmann liegt ihm auf dem

Nacken. Er arbeitete, so viel er wollte, und dann ließ er es sein. Wenn er keine Lust hatte, zu arbeiten, so las er die Zeitung und fand darin viel Neues und Gutes und dann ließ er sich eine Kanne seines eigenen Weines aus dem Keller holen und trank ihn, indem er ein Lob=lied sang auf die neue Zeit, die jede Arbeit nach Verdienst belohnt.

Dann kam ich zur Armee, die bereit ist, die=sen Oesterreichern die Jacke auszuklopfen.

Bürger! da fand ich Soldaten, nicht feige, steife Paradehelden — nein! Soldaten, die im Stande sind, Heldenthaten zu begehen. Sie sa=ßen im Lager am Feuer und rauchten ihre Pfeife und Einer erzählte von den gewaltigen Thaten, die in Paris geschehen, und Alle lauschten hin, um aus dem Großen Begeisterung für Größeres zu schöpfen.

So habe ich Frankreichs Söhne gefunden, Bürger.

Was dagegen habt Ihr?

Auch Eure Handwerker arbeiten — nicht fünf, nein fünfzehn Stunden — aber sie arbei=ten für den hochgebietenden Adel und der bezahlt nicht, wenn er keine Lust hat; die Ehre, für so hochgeborne Leute zu arbeiten, ist ja Lohns genug.

Auch Ihr, Bürger Landleute, arbeitet im Schweiße Eures Angesichts — aber Euer Getreide gehört dem Edelmann, Euer Wein dem Priester und wenn Ihr für Euere Familien ein Stückchen Kartoffelland habt, so kommt des Nachts das Wild des Fürsten und am Morgen ist Eure Hoffnung dahin.

In Frankreich schießt der Bauer das Wild, was auf seinen Aeckern sich mästet. Was geschieht mit Euch, wenn Ihr nun einen Hasen tödtet, der Euren Kohl frißt? Ihr werdet gepeitscht wie die Hunde, Ihr werdet in dunkle Löcher geworfen, wo das Mark in Euren Knochen verfault! — Das ist Euer Lohn, wenn Ihr Jahre lang für den Edelmann gearbeitet habt.

Ich habe Euch erzählt, was ich gesehen habe, Nun will ich Euch sagen, was ich denke.

Ihr habt Euch Wölfe genannt; habt Ihr je gesehen, daß der Wolf sich schlagen ließ, ohne den zu zerreißen, der ihn schlug? Habt Ihr je gehört, daß man einer Wölfin ihr Junges nahm, um es zu tödten und daß sie nicht ihr Liebstes vertheidigte.

Nun gut. Ich habe es gesehen, daß die Edelleute Euch peitschten, Euch ins Gefängniß warfen, Euch unter ihre Füße traten.

Ich habe es gesehen, daß sie Euere Töchter entehrten, Euere Söhne zu schnödem Dienst verführten, Euere Weiber schändeten?

Seid Ihr Wölfe?

Ein wüstes Geschrei erhob sich. Fäuste ballten sich und Schreie der Wuth hörte man. Die Augen rollten den Männern zornig im Kopfe herum.

— Ich bin ein Wolf, rief eine Stimme; meine Schwester hat der Edelmann zu sich gelockt und genöthigt, seiner Lust zu dienen. Er soll sterben.

— Ich auch! rief ein Anderer mit durchdringender Stimme. Ich wurde von den Jägern des Fürstern gepeitscht bis aufs Blut, weil ich einen Sack voll Laub genommen hatte. Ich will mich rächen.

— Rache! rief eine dritte Stimme, Rache für meinen Bruder, den der Edelmann erschoß wie einen Hirsch, als er ihn in seinem Reviere traf.

Ein tosendes, lärmendes Schreien folgte diesen Aeußerungen der Wuth.

Der Redner mit der näselnden Stimme schien diese Erregtheit mit Wohlgefallen zu bemerken. Er winkte mit der Hand und die Leute schwie-

gen. Dieser Mann behauptete offenbar ein gewisses Uebergewicht über die Wölfe.

Er fuhr, sobald es still geworden war, in seiner Rede fort:

— Ich habe genug von Euch gehört, um zu wissen, daß Ihr Alle so empfindet, wie ich. Nun gut, so habe ich Euch gern, Bürger.

Wollt Ihr aus diesem Elende erlöst sein?

Ich will Euch einen Weg angeben: Frankreich reicht Euch die Bruderhand. Ergreift sie und Ihr seid frei.

Ihr werdet fragen, wie das zu machen sei? Ich will es Euch sagen:

Ihr müßt mit der Gewalt Eurer Faust die Schlösser jener Edelleute stürzen, die Euren blutigen Schweiß verprassen, Eure Weiber und Töchter schänden, Eure Söhne und Brüder auspeitschen!

Ihr müßt die Fahne kühn in Euern Dörfern, Euren Städten aufschlagen, auf der geschrieben steht: Gerechtigkeit!

Ihr müßt Alle wie ein Mann stehen und Jeder für das Ganze fechten.

Das ist mein Weg. Thut Ihr das, so steht das Volk von Frankreich zu Euch und Ihr seid frei.

Bayerische Staatsbibliothek München

Als der Redner schwieg, war erst eine kurze Stille, als ob noch der letzte Klang seiner Stimme im Zimmer bebte.

Dann erhob sich wie ein grollender, ferner Donner ein Gemisch von Stimmen, das nach und nach zum brausenden Sturme anschwoll.

— Das sei unser Weg!

— Nieder mit den Tyrannen!

— Tod den Uebermüthigen!

— Es lebe die Freiheit!

Dies waren die Rufe, die man durch einander gellen hörte.

Der Redner schaute mit dem Lächeln des Triumphes um sich. Er war geneigt, das der Gewalt seiner Rede zuzuschreiben, was die Wirkung eines lang verhaltenen, nie vergessenen Grolles war.

Er ließ den Sturm eine Zeitlang toben. Zufrieden damit, durch ein Zeichen ihn besänftigen zu können, ließ er im Gefühl seiner Macht den wilden Gewalten nun ihre Zeit, sich an den Ausbrüchen verzweifelter Wuth zu erregen und zu erfreuen. — —

Dann winkte er abermals mit der Hand. Sogleich war Alles still; der Sturm, der eben noch tobend den Widerhall dieses unterirdischen

Gelasses erweckt hatte, löste sich in verschwindendes Murmeln auf. Der Redner fuhr fort: — Ihr kennt nun den Weg. Aber wißt Ihr auch den Punkt zu finden, wo dieser Weg anfängt? Wenn man nicht einen Anfang findet, nutzt die Fortsetzung nichts.

Tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Der Redner blickte sich lächelnd um. Er begegnete überall fragenden Gesichtern.

— Wenn Ihr, die Ihr zusammen seid, fuhr er endlich fort, auch Alle das Herz auf dem rechten Flecke habt, so giebt es doch Leute genug unter Euch, die Angst haben und die sich scheuen, anzugreifen.

Wenn Ihr darum allein zu den Waffen greift, jetzt, da Armeen genug in Eurer Nähe stehen, so wird man Euch in die Mitte nehmen und erdrücken. Dann wird man die, welche die Führer waren, auf Hirsche binden oder an die alten Eichen hängen wie Diebe und Mörder.

Also das geht nicht. So müßt Ihr warten. Wenn die französischen Heere siegreich gegen unsre Grenzen rücken, dann schlagt los. Dann ist es Zeit. Bis dahin geht ruhig Eurem Geschäft nach und denkt an die Zukunft. Wenig Wochen vielleicht und unsre Zeit ist da.

Ein Murren erhob sich bei diesen Worten des Redners.

— Wir wollen nicht mehr warten, rief eine Stimme.

— Wir haben schon lange genug Alles gelitten — eine andere.

— Fort mit dem feigen Abwarten — eine dritte.

— Sind wir nicht Mannes genug — eine vierte.

Da stampfte der kleine Mann heftig mit den Füßen auf und rief mit starker Stimme:

— Wenn Ihr nicht warten wollt, so thut, was Ihr nicht lassen könnt. Aber Frankreich hat dann mit Euch Nichts zu schaffen — Frankreichs Freundschaft läßt sich nur durch Geduld erkaufen —

Wenn Ihr nicht warten wollt, so verlangt von mir keinen Rath; ich habe dann ebensowenig etwas mit Euch zu schaffen, wie Frankreich.

Der kleine Mann sprach in außerordentlichem Eifer.

Es war wiederum ganz still geworden.

— Wer mit mir einverstanden ist, sagte er, der hebe seine rechte Hand auf!

Alle Anwesenden hoben die Hand.

— Wo sind nun diejenigen, die vorhin nicht warten konnten? Diese Zeit erfordert Klugheit und Umsicht, nicht blindes Dreinschlagen.

Ich sehe, Ihr seid vernünftige Bursche. Gut. Geht jetzt nach Hause. Ihr werdet von uns hören. Wenn die Stunde da ist, wird es uns nicht fehlen. Sprecht mit Euern Verwandten und seid vorsichtig, daß unsre Feinde nicht vor der Zeit von uns hören. Heute über zwei Wochen sehen wir uns hier wieder.

Der Redner trat von der sonderbaren Tribüne herunter. Allmälig gingen die „Wölfe" hinaus. Hier und da standen sie noch gruppenweise und beredeten eifrig dies und das.

Franz stand mit dem braunen Klaus in einer Ecke.

Der Redner trat zu ihnen, indem er sagte:

— Da seid Ihr ja, Klaus. Und habt einen Fremden mitgebracht?

— Es ist ein Freund, Herr, erwiederte Klaus.

Der kleine Mann fixirte Franz scharf und sagte dann:

— Ihr habt ein gut Gesicht, junger Bürger;

hoffentlich schlägt unter Eurem Wamms ein eben so gutes Herz für die gemeinsame Sache.

Franz wurde verlegen unter dem durchdringenden Blicke des Sprechers.

— Die Sache des Volkes, sagte er endlich, ist auch meine Sache und ich werde einstehen für das Recht —

— Das ist brav. Wir brauchen tüchtige Kräfte.

Franz war es jetzt, als hätte er diese Stimme schon einmal gehört.

Als der Sprecher fort war, fragte er den braunen Klaus nach ihm.

— Ihr habt in Ethna-Belu, sagte dieser, die Stimme dieses Mannes gehört.

— Wer ist er denn?

— Sie nennen ihn den Bürger Schwertmund. Er hat viel Ansehen unter den Wölfen.

— Was ist sein Geschäft?

— Er ist ein Rechtsverständiger, ein Notar des Kaisers, wie sie sie nennen.

— Sein Wort ist scharf wie Gift. Er ist ein Schwertmund in Wirklichkeit.

11.

Der schwarze Teufel.

Die im vorigen Kapitel geschilderte Versammlung der Wölfe hatte um Mitternacht stattgefunden. Die folgenden Begebenheiten trugen sich ungefähr eine Stunde später zu.

In dem Wirthshause zum „Waldmann" brannte noch ein einsames Licht. Dasselbe rührte von einer qualmenden Lampe her, welche auf einem grob gearbeiteten eichenen Tisch in dem unteren Zimmer stand.

Um diesen Tisch saßen auf ebenso einfachen Holzschemeln fünf Männer, welche durch ihr Aeußeres sehr auffällig erscheinen mußten.

Ihre Gesichter waren von dem Qualm der Lampe geschwärzt, von dem Genuß hitziger, geistiger Getränke geröthet. Die Augen funkelten bei Allen unter buschigen Brauen hervor und verriethen bei Allen eine besondere Erregtheit. Die groben Züge waren von verwilderten Bärten beschattet und deuteten an, daß diese Männer vor keiner That zurückbebten.

Am Kamin saß der alte Mathes, der Besitzer der Spelunke, und war, ermüdet von dem

Wachen zu so später Stunde, in Schlaf gesunken.

Die fünf Männer sprachen angelegentlich mit gedämpfter Stimme über ein Thema, welches sich offenbar auf die Versammlung der Wölfe, der sie beigewohnt hatten, bezog.

— Ich sage Euch, ich bin es müde, mich am Narrenseil umherziehen zu lassen, sagte ein Kerl mit rothen Haaren und einem dichten Barte von derselben Farbe. Warten heißt es stets und derweilen ziehen sie uns das Fell über die Ohren, wie einem Kalbe. — —

— Der Rothe hat Recht, fiel ein Anderer ein, mit dem ewigen Reden des Rechtsverdrehens kommt Nichts heraus. Wer weiß, ob die Franzosen kommen. Die Deutschen haben eine starke Armee und wie man hört, stärker als die Franzosen. Wenn sie die Oberhand behalten, geht es nach wie vor.

— Ja wohl, sagte der Rothe, wir müssen selbst ein Ende machen und der schwarze Teufel muß daran.

— Ich bin dabei —; sagten die Andern, wie aus einem Munde.

— So laßt uns gehen, sagte der Rothe. Ich weiß seinen Wechsel. Er hat diese Nacht

den Dienst im obern Hornforste. Vor Tagesanbruch kommt er gewöhnlich am Ravenstein vorbei. Er ist unser, wenn wir dort auf ihn warten.

— Wir wollen ihm ein Frühstück bereiten.

— Wenn er am Baume hängt, dann kann er die Sonne besser aufgehen sehen.

— Haha! Du bist witzig.

Die fünf Wölfe tranken noch einmal von dem vor ihnen stehenden heißen Getränke und erhoben sich dann.

Der Rothe trat auf den alten Mathes zu und schüttelte ihn derb.

— He, Alter, sagte er, hier ist Geld.

Der Wirth rieb sich schlaftrunken die Augen und lallte etwas von Zeit zum Nachhausegehen.

— Wir gehen ja schon, alte Eule, sagte einer der Männer; das muß immer schlafen.

Und die Männer verließen lachend das Wirthshaus. — — —

Ganz zu derselben Stunde befand sich in einem andern Theile des großen Waldes, fast eine Wegstunde von dem Wirthshaus zum Waldmann entfernt, ein Mann, dem wir unsre Aufmerksamkeit schenken müssen.

Dieser Mann trug die Uniform der fürstlichen Jäger und hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas Abschreckendes und zugleich Furchterregendes. Die Farbe seiner Haut war sehr dunkel, sein Haar aber und der starke wuchernde Bart hatte die glänzendste schwarze Färbung, die man sich vorstellen kann. Seine Gestalt war von mehr als mittlerer Größe und zeigte von einer muskulösen Kraft, die weit über das Maaß des Gewöhnlichen hinausging.

Wir haben die Person vor uns, der das Volk den seltsam schaurigen Namen des schwarzen Teufels gegeben hatte.

Er befand sich in dem Augenblicke an dem Rande einer kahlen Fläche, die rings von hohem Holze eingeschlossen, von allem Holze entblößt dalag. Den Hut tief in die Augen gedrückt, stand er unbeweglich da und man konnte ihn ebenso gut für einen knorrigen, abgebrochenen Baumstamm, wie für einen Menschen halten.

Wer jedoch ganz genau zusah, bemerkte, daß neben ihm ein großer zottiger Hund kauerte.

Der Mondglanz lag über der holzleeren Fläche und ließ hier und da ein blankes Steinchen oder ein Stück von einer Scherbe oder von Glas hell erglänzen.

Der Hund erhob sich plötzlich und knurrte leise.

Zugleich war es dem Jäger, als ob er eine Stimme im Walde hörte.

Etwa zehn Schritt von seinem bisherigen Standort entfernt, führte ein viel begangener Weg vorbei, der nach jenem Pachthofe führte, auf welchem die Wölfe ihre Versammlungen abzuhalten pflegten.

Der „schwarze Teufel" trat an diesen Weg, indem er seinen Hund beruhigte, der lauter und lauter zu knurren anfing.

Wirklich hörte man jetzt das Geräusch von Schritten. Zwei Gestalten näherten sich dem Platze, wo der Jäger stand.

Als sie ihm gerade gegenüber waren, rief er mit rauher Stimme: Halt!

Auf diesen Ruf standen die beiden späten Wandrer still, nachdem ein leiser, weiblicher Angstschrei hörbar geworden war.

— Was habt Ihr so spät im Wald zu thun? herrschte ihnen der Jäger zu.

— O Gott, Herr Jäger, lassen Sie uns gehen, sagte eine weiche, weibliche Stimme; wir sind vom Pachthof. Der Mann ist so krank; da hat uns die Frau nach der Stadt geschickt, den Doktor zu holen.

— Ihr seid Euer zwei?

— Ja, des Hirten Sohn ist bei mir; ich fürchtete mich, allein zu gehen.

— So gebt nur dem Burschen die Arznei und das Andere, was Ihr sonst noch bei Euch habt und laßt ihn gehen; ich werde Euch schon sicher nach Hause begleiten.

Der Jäger hatte mit seinem durchdringenden Auge herausgebracht, daß die vor ihm Stehende ein hübsches, rundes Bauermädchen war.

— Ei, was denken Sie, Herr Jäger, sagte das Mädchen. Ich sollte mit Ihnen die Nacht im Walde sein? Bewahre mich Gott. Sie machen Spaß mit mir.

— Das fällt mir nicht ein, mein schönes Kind. Das ist mein Ernst.

Und der Jäger faßte das Mädchen um den Leib und suchte ihr einen Kuß zu entreißen, indem er sie mit seinem nervigten Arme fest an sich drückte.

Bestürzt, zitternd vor Angst, stand der Bursche, der vielleicht fünfzehn Jahre zählte, bei dieser Scene da. Die Angst vor den Jägern war so groß in ihm, daß er endlich ohne Weiteres das Weite suchte.

Unterdessen hatte sich das Mädchen vergeb-

lich von dem zudringlichen Liebhaber zu befreien gesucht. Seine eisenfeste Faust hielt sie so in seine Arme gepreßt, daß ihre flehenden Bitten, ihr Drohen und Beten, nur mühsam aus der Brust und Kehle kam.

Bei diesem ungleichen Kampfe entfiel ihr das Tuch, welches sie um den Hals gebunden hatte und des Jägers Auge bohrte sich gierig in die so enthüllten Reize des üppigen Busens, welche er bei dem herrschenden dämmerigen Licht mehr mit seiner erregten Phantasie, als mit den Augen sehen konnte.

— So sei doch nicht so widerspenstig, mein Schatz, sagte höhnisch der Jäger; es hilft ja doch Nichts. Du bist mein. Warum gehst Du des Nachts mit solchen Einfaltspinseln durch den Wald!

Bei diesen Worten und als sie bemerkte, daß ihr Begleiter sie verlassen hatte, fing die Dirne an, laut zu schreien.

Mit der Kraft der Verzweiflung gelang es ihr, ihren rechten Arm frei zu machen. Sobald sie ihn gebrauchen konnte, versetzte sie dem Jäger einen heftigen Schlag ins Gesicht, so daß er einen Moment taumelte. Diesen Augenblick benutzte sie, sich loszureißen, und dann flog sie hin,

wie ein gehetztes Reh, mit Zurücklassung ihres Tuches den Abhang hinunter.

Der schwarze Teufel lachte entsetzlich, als er sich von dem Schlage wieder erholt hatte.

— Das sollst Du büßen, Dirne, ich will Dich erst genießen und dann sollen noch zehn Andere dasselbe Vergnügen haben. Ich schwöre es Dir. Ihr habt mich den schwarzen Teufel genannt — gut so, ich will Euch ein Teufel sein. Wagte es nicht diese Dirne mich zu schlagen? Beim Teufel selbst! Da muß ich Rache haben!

Wer in diesem Augenblicke in das Antlitz des Jägers hätte blicken können, der würde es entsetzlich häßlich gefunden und den Namen verstanden haben, den man diesem Manne beilegte.

Jetzt wendete er sich um, um zu gehen.

— Ich hätte ihr meinen Köter nachschicken sollen, murmelte er; aber die Bestie hätte sie zerrissen und dann hätte ich den Hauptspaß verloren.

Der Gedanke an diesen „Hauptspaß" schien den schwarzen Teufel sehr lustig zu stimmen.

Er stieß ein kurzes, heiseres Lachen aus.

Dann fuhr er mit der Hand durch seinen krausen Bart und streichelte dann seinen Hund.

Darauf ging er langsam auf dem Waldwege dahin.

So gelangte er auf einen andern Weg, der lange im Waldthale fortlief. Am Ende dieses Waldthals traten von beiden Seiten Felsen eng zusammen, blos einen Durchgang lassend, der für Wagen unpassirbar war. Man nannte diesen Ort das Ravensteiner Thor oder den Ravenstein.

Der schwarze Teufel näherte sich dieser Stelle. Er ging sorglos pfeifend einher, gerade als ob es keine Gefahr für ihn gäbe, als ob ihn die Einwohnerschaft so sehr geliebt hätte, wie sie ihn haßte.

Er befand sich noch zweihundert Schritt vom Ravenstein.

In dem Augenblicke war es ihm, als ob rechts von ihm eine menschliche Figur sich niederducke.

Der Jäger kannte keine Furcht. Er nahm die Büchse in die rechte Hand und begann, den Abhang hinaufzuklettern.

Noch war er nicht zehn Schritte gegangen, als vor ihm ein Mann vom Boden sich erhob. Dieser Mann trug ein kurzes Beil in der Hand.

— Was treibst Du hier, Spitzbube? fuhr ihn der Jäger an.

— O, mein Gott, bat der Mann, Herr Jäger, lassen Sie mich gehen.

— Was machst Du? Ich sehe Dir's an, daß Du stehlen willst!

— Herr, meine alte Mutter ist sehr krank und um ihr zum Frühstück eine Suppe zu kochen, wollte ich mir ein wenig Holz holen — —

— Was scheert mich Deine Mutter. Marsch! Gieb das Beil her!

— Barmherzigkeit, Herr Jäger.

— Bursche, mach' keine Redensarten. Vorwärts! Auf's Amt mit Dir.

— Was soll aus meinem Weib und meinen Kindern werden, wenn ich eingesperrt werde? O dies eine Mal habt Erbarmen, Herr. Ich will mit all' meinen Kindern auf den Knien für Euch beten — —

Der schwarze Teufel lachte laut.

— Ihr seid ein komischer Bursche, sagte er, wollt für mich beten. Ei, sieh da. Doch ich will Euch was sagen, mein Gebet ist meine Faust. Das will ich Euch beibringen.

Mit diesen Worten faßte der herkulische Jäger den viel schwächern Mann und zog ihn heftig in die Höhe. Dann riß er ihn an der

Brust mit sich bis in den Weg. Dort stieß er ihn von sich und sagte roh:

— Jetzt kennt Ihr mein Gebet. Ich sage Euch, geht ruhig vorwärts und wackelt nicht. Sonst beten wir noch einmal.

Der Mann hatte während dieser ganzen brutalen Scene nicht den geringsten Widerstand geleistet. Auch jetzt sprach er kein Wort, sondern ging ruhig, mit übereinander gekreuzten Armen, seines Weges.

Aber mit seinen Gesichtszügen war eine merkwürdige Veränderung vorgegangen.

Während vorhin bei seinen flehentlichen Bitten sein Antlitz den Ausdruck tiefen Kummers gehabt hatte, nahm es jetzt, als er vor dem Jäger herschritt, den Ausdruck glühenden Hasses und einer kaum zu unterdrückenden Wuth an. Die rechte Hand, welche er unter seinen Kittel gesteckt hatte, ballte sich krampfhaft und alle Muskeln seines Körpers spannten sich.

Der schwarze Teufel und sein Gefangener waren bis an die hohen Felsen gekommen.

In diesem Augenblicke wendete sich der Letztere um und stieß einen kurzen Schrei aus. Der Jäger wollte eben Hand an ihn legen, um ihn zum Weitergehen zu zwingen, als er einen Schlag

von hinten auf den Kopf erhielt und zugleich rechts und links Männer auf ihn zustürzten.

Die Mine war gut gelegt und sprang zur rechten Zeit.

Aber in einem Punkte hatte man sich doch geirrt: der schwarze Teufel war nicht durch einen Schlag zu tödten. Er schüttelte ihn von sich, ohne zu wanken.

Unglaublich schnell schwang er seine Büchse und that damit einen furchtbaren Schlag nach dem Manne, der ihm zu Gesicht war.

Dieser konnte nicht mehr ausweichen. Instinktmäßig parirte er mit dem Arme. Der Kolben der Büchse zerschmetterte ihm denselben bis auf den Knochen.

Dies Alles war so schnell geschehen, daß noch kein zweiter Schlag nach dem Jäger geführt worden war.

Jetzt war er mit einem Sprunge zurückgetreten und befand sich seinen Feinden gegenüber.

Einer war kampfunfähig. Aber vier standen ihm noch gegenüber.

Der schwarze Teufel stand mit hochgeschwungener Büchse und rief donnernd:

— Herbei, Ihr Hallunken, wenn Ihr es wagt. Ihr seid ja vier und ich Einer.

Mit diesen Worten drang er auf seine Angreifer ein, indem sein zottiger Hund ohne Befehl sich heulend ebenfalls auf den Nächsten stürzte.

Ein kurzer Kampf begann. Die Männer wehrten sich mit ihren Knüppeln gegen den Jäger und seinen Hund. Sie schienen aus den Angreifern die Angegriffenen geworden zu sein.

Die Riesengestalt des schwarzen Teufels schien den Sieg zu erringen.

Aber seine Stunde war dennoch gekommen.

Jener Mann, dem er durch einen Schlag den Arm zerschmettert hatte, war mit einem Schmerzensschrei zusammengesunken. Der Jäger beachtete ihn nicht mehr, weil er ihn für unschädlich hielt.

Jetzt aber kroch derselbe bis zu ihm nahe heran und stieß ihm mit der linken Hand ein Messer, welches er unter seinem Kittel hervorgezogen hatte, dicht über das Kniegelenk in das Bein. Dann sprang er mit ungeheurer Geschwindigkeit zurück, ohne auf seine furchtbaren Schmerzen Rücksicht zu nehmen.

Der sogleich nach jener Gegend geführte Schlag des Jägers hätte ihn unfehlbar getödtet.

Aber dieser Schlag gab ihm auf einen Au-

genblick eine Blöße. Er erhielt einen zweiten Schlag auf den Kopf und taumelte.

Wie Hyänen stürzten sich jetzt die Männer auf ihn. Ein Stich mit einem langen Messer traf ihn in die Brust. Ein zweiter, ein dritter folgten.

Mit einem furchtbaren Schrei sank er blutend, sterbend nieder.

Unterdessen hatte einer der Männer einen schweren Kampf mit dem Hunde zu bestehen gehabt. Das Thier hatte sich an den Arm des Mannes festgebissen und vor Schmerzen schreiend stieß ihm der Mann zu wiederholten Malen das Messer in die Brust. Da ließ das Thier allmälig los und sank röchelnd neben seinen Herrn.

Die blutige Arbeit war gethan. Der schwarze Teufel war nicht mehr.

In diesem Augenblicke flog das erste Frühroth über den Himmel gen Osten.

Einen Moment ruhten die Mörder hochaufathmend von dem Kampfe aus.

— Er hat genug, sagte endlich der Rothe.

— Das glaub' ich, erwiederte ein Anderer; das könnte einen Ochsen tödten.

— Unser armer Hendrich; er hat sein Stück-

chen so gut gespielt und hat nun den Schaden davon.

— Was wollen wir thun?

— So können wir ihn nicht liegen lassen.

— Hängt ihn an eine Eiche und seinen verfluchten Hund daneben, sagte der, den der Hund zerfleischt hatte. Ich kann in einem Vierteljahr meine Hand nicht brauchen. Die Bestie war ein Teufel, wie ihr Herr.

Der, den sie Hendrich nannten und dem der Ermordete den Arm zerschmettert hatte, stöhnte jetzt tief. Dann sagte er mit schwacher Stimme:

— Helft mir fort. Ich kann nicht mehr.

— Sei ruhig, Hendrich, erwiederte der Rothe, wir helfen Dir gleich.

— Wir müssen nur diesem Satan ein Bett bereiten, sagte ein Anderer lachend.

Und die Männer zogen den Leichnam bis zum nächsten Baume, befestigten einen Strick um seinen Hals und zogen ihn bis zu einem zackigen Aste empor. Dort befestigten sie das Seil und ließen den Leichnam hängen.

Dann hingen sie auf dieselbe Weise den todten Hund daneben.

In diesem Augenblicke stieß Hendrich mehrere Male den Ruf aus:

— Hülfe! Es kommt Jemand! Hülfe!

Aber mit so leiser Stimme, daß die Männer die Worte nicht recht verstehen konnten. Zugleich erhob er sich mühsam von der Erde und rief, zu den Andern hinlaufend:

— Um Gottes willen, rettet Euch. Ich höre Pferdegetrappel!

Wie ein Donnerschlag fuhr das unter die Männer.

Einer warf sich nieder und lauschte mit dem Ohr an der Erde.

— Beim Teufel, rief er, fünf, sechs Pferde wenigstens. Hei, Bursche, macht, das Ihr wegkommt. Das ist ein übler Scherz.

Damit sprang er den Abhang hinauf und verschwand im Walde.

Die Andern folgten, so schnell sie konnten, indem sie sich nach allen Richtungen zerstreuten.

Noch war es Dämmerung. Eine leichte Röthe lag über dem Morgenhimmel; aber im Walde standen noch die Schatten der Nacht.

Wenige Minuten, nachdem die Mörder den Platz verlassen hatten, näherten sich vier Reiter der Stelle, wo soeben der Kampf stattgefunden hatte.

Voran ritten ein Mann in mittleren Jahren

und eine vielleicht ebenso alte Dame, die man noch schön nennen konnte, wenn auch der Kummer gewiß tiefe Furchen in ihre Züge gegraben hatte.

Der Mann trug die Kleidung der Kavaliere damaliger Zeit; die Dame eine äußerst einfache, aber gewählte Toilette.

In einiger Entfernung folgten zwei Diener.

Die Reiter ritten an der Stelle, wo der Kampf stattgefunden hatte, vorüber, ohne die Blutflecken zu bemerken. Als sie aber wenige Schritte weiter waren, sagte die Dame plötzlich vor Entsetzen bebend:

— O, sehen Sie doch, lieber Waller, dieser entsetzliche Anblick!

Der Mann wendete sein Gesicht nach der Gegend, wohin sie deutete. Dann hielt er plötzlich sein Pferd an und sagte langsam:

— Das ist allerdings entsetzlich, Madame. Hier ist ein Mord geschehen.

— Aber was ist Ihnen, Madame? Sie werden bleich? Rasch, Friedrich, Franz, herbei, die gnädige Frau wird unwohl!

Die Bedienten sprengten herbei. In einem Augenblicke waren sie unten und unterstützten die Dame, die ohnmächtig aus dem Sattel glitt.

Auch der ältliche Herr, den die Dame Waller genannt hatte, stieg ab, zog bedächtig ein Fläschchen mit stark riechenden Essenzen aus der Tasche und rieb damit vorsorglich die Schläfe und die Stirn der Ohnmächtigen.

Dann sagte er:

— Madame darf diesen scheußlichen Anblick nicht wieder haben. Franz, nimm Du die Pferde und führe sie langsam weiter. Friedrich, fasse Madame vorsichtig an der Schulter; wir wollen sie ein Stückchen tragen.

Die seltsame Kavalkade setzte sich in Bewegung. Als der Herr und der Diener mit ihrer Bürde an der Stelle vorbeikamen, wo der Leichnam hing, fragte der Erstere:

— Ist das nicht die Uniform der fürstlichen Jäger?

— Ja wohl, erwiederte der Bediente.

— Mein Gott! Das wäre entsetzlich, sagte der Herr wie für sich — wenn er es wäre — Arme Elisabeth!

Die Reisenden hatten jetzt einen kleinen freien Platz erreicht, von dem aus man jenen Schreckensort nicht mehr sehen konnte.

Sie legten ihre Bürde nieder und Waller setzte seine Wiederbelebungsversuche fort.

Nach wenigen Minuten schlug die Dame die Augen auf.

— Waller, sagte sie schwach, haben Sie genau zugesehen, daß er es nicht war?

— Wer, meine Gnädige?

— O, mein armes Kind, sagte die Dame seufzend.

— Wie kommen Sie zu dieser Idee?

— War das nicht seine Kleidung, Waller? Mir däuchte, ich sah die Habichtsfeder auf dem Hute wehen.

— Sie irren, Elisabeth. Beunruhigen Sie sich nicht. In einer Stunde sind wir in Jägersburg. Dann sehen Sie ihn wieder. Sind Sie stark genug, weiterreisen zu können?

— Ich bin zu Allem stark genug, vor Allem dazu, meinen Sohn wiederzusehen.

— So lassen Sie uns aufbrechen.

Die Pferde wurden vorgeführt und die Reisenden bestiegen sie wieder.

Eine Zeit lang ritten sie schweigend neben einander fort.

Plötzlich wendete sich die Dame zu Waller und sagte lebhaft:

— Nicht wahr, Waller, Sie glauben, daß ich ihn finden werde.

— Ich bin der festen Zuversicht.

— Nicht wahr? es wäre auch zu hart, wenn ich jetzt ihn nicht mehr fände; nachdem ein Leben voller Irrthümer hinter mir liegt.

— Geben Sie sich diesen trüben Gedanken nicht hin, Elisabeth. Es ist unrecht, wenn Sie es thun, weil es die Hoffnung raubt und damit jene Energie des Geistes, welche Sie stets auszeichnete.

— O daß diese Energie immer zum Guten gewesen wäre!

— Ist der Irrthum nicht nothwendig, wie der Schatten beim Licht? Sie haben geirrt, Elisabeth; aber Sie haben es schwer gebüßt. Nun ist Ihre Seele rein und fleckenlos; warum immer den Geist zurückführen in jene Zeit der Pein?

— Heute liegt mir das besonders nahe, Waller. Ist es die Erwartung, meinen Sohn zu sehen, oder ist es die Scene, die wir soeben erlebt haben — ich weiß es nicht. Aber meine Nerven beben und ich kann ein Gefühl tiefen Bangens nicht los werden.

Wieder ritten sie eine Zeit lang schweigend dahin.

Die ersten Sonnenstrahlen flogen zitternd durch

den Wald und hier und dort blitzten die Thautropfen in tausend Farben. Ein paarmal sahen die Reisenden Wild in der Ferne ziehen.

Jetzt hob die Dame wieder an:

— Mir fällt heute Morgen das Alles wieder ein, auf wie wunderbare Weise ich zu der Kunde kam, daß mein Sohn lebt. Zwanzig Jahre lang war ich in fremdem Lande gewesen, ohne von seinem Schicksal eine Ahnung zu haben. Da komme ich jetzt nach Lard, nach der Stadt, wo ich ihn geboren. Ist es nicht wie eine Schickung des Himmels, daß ich da krank werden muß und nun des Nachts wider Willen jenes seltsame Gespräch meiner Wartefrau hörte, das mir Alles enthüllte?

— Gewiß, wunderbar ist es, daß gerade jenes Weib, welches zur Amme des gefundenen Kindes ersehen und jetzt Ihre Wartefrau war, Sie wiedererkannte und nun ihrer Schwatzhaftigkeit Raum geben mußte — das ist wunderbar genug. Etwas bei der Sache ist mir sogar unbegreiflich. Woher kannte Sie denn jenes Weib, woher wußte sie, daß Sie die Mutter des Findlings waren?

— Ich habe Ihnen doch gesagt, Waller, daß ich im Fieber lag und jene Frau, wahrscheinlich

in dem Glauben, ich sei bewußtlos, der andern Wartefrau die Geschichte meines Sohnes erzählte, ohne mich zu kennen, ohne allen Bezug auf mich; sie erzählte blos, wie sie eines Tages in den bischöflichen Palast gebracht worden sei, um einen Knaben zu säugen, der, wie man sagte, auf den Stufen des Palastes gefunden worden sei. Ich wurde aufmerksam, weil die Zeit mit der Zeit meiner Niederkunft genau übereinstimmte.

Die Frau erzählte weiter: Später habe ihr die Wehemutter anvertraut, das Kind gehöre einer Dame, die in der Mühlengasse im Hause Nr. 5. heimlich entbunden worden sei. Sie selbst habe zugesehen, wie ein Herr das kleine Wurm ausgesetzt habe.

Das Haus, die Straße, die Zeit, Alles stimmte. Ich sprang aus dem Bette und fragte zitternd, bebend nach den nähern Umständen.

So habe ich erfahren, daß mein Sohn lebt.

— Und werden ihn wiedersehen, Elisabeth.

— So Gott will, sagte die Dame mit einem Seufzer.

Diese ganze Unterhaltung war so leise geführt worden, daß die Bedienten kein Wort verstehen konnten.

Jetzt öffnete sich plötzlich der Wald und sie

sahen vor sich ein massives mit vier Eckthürmen versehenes Gebäude liegen, welchts wir bereits kennen.

Es war das Ziel ihrer Reise, das Schloß Jägersburg.

Die Morgensonne lag hell auf den Schieferdächern. Aus dem Hofe schallte ein fröhliches Leben. Man rüstete sich zu einer großen Hetzjagd. Pferde wurden angeschirrt und wieherten der aufgehenden Sonne entgegen. Die Hundejungen hielten an langen Leinen die klaffende Meute. Dazwischen bewegten sich die jugendlich kraftvollen Gestalten der Piqueure, Hornbläser und Spitzenreiter, während von Zeit zu Zeit versuchsweise eine lustige Fanfare in die Morgenluft schmetterte.

Als die Fremden in das geöffnete Thor ritten, näherte sich ihnen einer der Jäger und fragte nach ihrem Begehr.

— Könnten wir wohl den Herrn Jägermeister sprechen? fragte Waller.

— Der tritt eben zur Thür heraus! sagte der Jäger auf das Hauptgebäude deutend.

Die Reisenden richteten ihre Blicke dahin.

Ein Mann von etwa sechszig Jahren, mit einem strengen, aber unangenehmen und fast

rohen Gesichte, betrat soeben die oberste Stufe der breiten Freitreppe, die von oben herunter führte.

Waller hatte sein Pferd verlassen und ging dem Jägermeister entgegen.

Dieser erwiederte seinen höflichen Gruß blos dadurch, daß er mit der rechten Hand die Tresse seines breiten Hutes einen Augenblick berührte.

— Was ist Ihr Begehr? fragte er barsch.

— Steht unter Ihren Befehlen ein Jäger, Namens Franz Wenger?

— Was wollen Sie von dem Burschen?

— Ich habe hier eine fürstliche Ordre, durch welche er von diesem erniedrigenden Dienste befreit und aller Verpflichtungen gegen Sie enthoben ist.

Waller reichte das Dokument dem Jägermeister, der beim Lesen ehrfurchtsvoll den Hut lüftete.

Dann brach er in ein gewaltiges Gelächter aus.

Waller unterbrach ihn unwillig, indem er sagte:

— Mein Herr, scheint Ihnen die Ordre Ihres Fürsten etwa spaßhaft?

— O, nicht im Mindesten, mein Herr; aber

das scheint mir ungeheuer spaßhaft, daß Sie den Wenger von mir verlangen. Ich weiß von dem Schufte nicht mehr, als Sie mir zu wissen scheinen.

— So wäre er nicht hier?

— Hören Sie, wenn er hier wäre, so hätte ich ihn gestern peitschen lassen, weil er seinen Dienst versäumt hat und weil er ein Lump ist. Aber seit drei Tagen habe ich kein Haar von ihm gesehen. Ich glaube, er ist desertirt.

Waller bekam eine entsetzliche Ahnung.

— Mein Herr, sagte er dringend, trug Franz Wenger einen dichten schwarzen Bart?

— So viel ich weiß nicht.

— Gott sei Dank!

— Was sagen Sie? Ist Ihnen so viel daran gelegen, daß er keinen schwarzen Bart hat?

— In diesem Augenblicke eine Welt!

— Ich begreife Sie nicht.

— So hören Sie, wir kamen soeben an einer Stelle vorbei, wo einer ihrer Jäger an einem Baume aufgeknüpft war.

— Alle Tod und Teufel, Herr! Das ist schön! Donnerwetter! Das waren die verdammten Wilderer.

Ohne auf Waller weiter zu hören, sprang

der Jägermeister die Treppe hinunter und schrie in den Hof:

— Hierher, alle Mann!

Sofort versammelten die Jäger sich um den Gebieter.

— Wer hatte diese Nacht den Dienst?

Fünf oder sechs Jäger traten vor.

— Da fehlt noch Einer! rief der Jägermeister.

— Fritz Belk, sagte eine Stimme.

Der Jägermeister wandte sich bleich und vor Wuth zitternd zu Waller und sagte:

— Sie sprachen von einem schwarzen Barte. Trug der Getödtete einen schwarzen Bart?

— Einen sehr vollen schwarzen Bart, erwiederte Waller.

— Bursche, wendete sich der Jägermeister jetzt an die Jäger, indem ein drohender, entsetzlicher Ausdruck seine Züge überlief; heute Nacht ist Fritz Belk im Walde ermordet worden.

Ein dumpfes Gemurmel erhob sich unter den Männern.

Plötzlich schallte von der Seite, wo Elisabeth stand, ein gellender Angstschrei.

Waller wandte sich nach dieser Richtung und sah Elisabeth vom Pferde gleiten.

Sie hatte einen Jäger nach Franz Wenger gefragt und zur Antwort erhalten, daß man ihn vermisse.

Waller sprang zu ihr, um sie zu unterstützen.

Unterdessen fuhr der Jägermeister, ohne sich nach der Gruppe umzusehen, mit dröhnender Stimme fort:

— Ihr wißt, wer Fritz Belk war; ein Mann, der es wohl mit zehn dieser Schufte aufnahm. Sie müssen ihn also meuchlings überfallen haben. Bursche, ich sage Euch blos das Eine: Das erfordert Rache. Weg mit den Hunden. Die Bluthunde heraus. Alle Mann auf die Pferde. Ihr folgt der Spur. Wen Ihr trefft, bringt Ihr gefesselt hierher. Wer nicht gutwillig geht, den bindet Ihr an Eure Pferde. Vorwärts! Marsch!

Unter diesem Kommando hatte sich der Jägermeister selbst auf's Pferd geschwungen.

Er ritt auf die Gruppe zu, wo Elisabeth ohnmächtig in Wallers Armen lag, und sagte spöttisch:

— Für Frauenzimmer paßt so etwas nicht. Wir Jäger sind rauhe Leute. Doch sagen Sie, wo war das, wo die That geschehen ist?

— Etwa zwei Stunden von hier, erwiederte

Waller. Es treten die Felsen zu einem Thor zusammen — —

— Aha, ich weiß es! rief der Jägermeister und sprengte durch das Thor seinen Leuten nach, ohne sich um Waller und die ohnmächtige Dame zu kümuern.

Es war auf einmal ganz still geworden im Schloßhofe, wo kurz zuvor noch ein so lautes Leben geherrscht hatte.

Waller rief einen Burschen, der in seiner Nähe sich zu thun machte, und fragte ihn, ob in dem Hause ein Zimmer sei, in das man die kranke Dame schaffen könne.

Er ärgerte sich bitter über den Mangel aller Höflichkeit Seitens des Jägermeisters.

Der Knabe erwiederte, indem er auf das Haus deutete:

— Die gnädige Frau ist zu Hause.

— Welche gnädige Frau?

— Die Frau Jägermeisterin.

— Wie heißt der Jägermeister?

— Herr von Uslar.

— So zeige der Frau von Uslar an, es befinde sich eine kranke Dame hier, die um die Erlaubniß bitte, einige Stunden bei ihr ruhen zu dürfen.

Der Knabe verschwand. Einen Augenblick später kam Frau von Uslar selbst in den Hof. Sie war eine junge Frau von sehr angenehmem Aeußern und liebenswürdigen Manieren. Man brachte Elisabeth in ein Zimmer und Frau von Uslar entschuldigte sich tausendmal, daß sie nicht früher in den Hof hinabgesehen habe.

— Mein Gatte, setzte sie etwas verlegen hinzu, ist von rauhen Sitten, ein Jäger mit Leib und Seele und wenig erfahren in den feineren Sitten.

— Und Sie, gnädige Frau? sagte Waller. Fühlen Sie sich nicht ungemein verlassen in dieser Waldeinsamkeit, wo Sie jeder Gesellschaft Ihres Geschlechtes entbehren?

Frau von Uslar erröthete heftig. Waller mußte einen wunden Fleck getroffen haben.

— Man gewöhnt sich an Alles, sagte sie endlich schüchtern, und so habe ich mich auch an Jägersburg gewöhnt.

— Und Sie verlassen das Schloß selten?

— Niemals.

— Die Freuden der Residenz, haben sie keinen Reiz für Sie?

— Uslar ist kein Freund davon.

Waller brach das Gespräch ab und bat Frau

von Uslar, ihm eine kurze Unterredung unter vier Augen zu gestatten.

Diese hatte mehrere Mägde herbeigerufen, denen sie jetzt Elisabeth zur Pflege übergab.

Dann sagte sie, sich verbeugend:

— Wenn es Ihnen gefällig ist, Herr — —

— Mein Name ist Waller.

— Herr Waller, so treten Sie in das anstoßende Zimmer.

Als die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, sagte Waller:

— Die Dame, welche Sie so freundlich in Ihrem Hause aufgenommen haben, ist unglücklich.

— Sie scheint sehr leidend.

— Aber dennoch ist das körperliche Leiden untergeordnet der geistigen Qual. Sie ist von trüben Schicksalen frühzeitig heimgesucht worden. Ein Sohn ist ihr vor langer Zeit entrissen worden und sie ist jetzt im Begriffe, ihn zu suchen. Sie müssen diesen jungen Mann gekannt haben, gnädige Frau; er lebte hier unter dem Namen Franz Wenger.

— Franz Wenger? erwiederte Frau von Uslar nachsinnend. Ja, ich entsinne mich. Er ist ein sehr anständiger Mensch, der alle jene Rohheiten vermieden hat.

Frau von Uslar hielt erröthend inne.

— Fahren Sie fort, bat Waller; dies Bild thut mir wohl.

— Ich habe ihn oft gesehen bei seiner Arbeit, fuhr Frau von Uslar fort. Um so mehr that es mir leid, als Herr von Uslar mir gestern sagte, Franz Wenger sei auf eine unbegreifliche Weise verschwunden.

— Das ist das traurige Schicksal, sagte Waller, das die arme Dame trifft. Nach so unsäglichen Mühen findet sie ihren Sohn nicht mehr. Vielleicht ist er das Opfer eines scheußlichen Verbrechens geworden.

— O mein Gott, das wäre schrecklich!

— Wir haben erst heute Morgen einen Anblick gehabt, der alles Blut in unseren Adern erstarren ließ, sagte Waller. Wir fanden einen fürstlichen Jäger im Walde erhängt.

— Mein Gott, wenn das der wäre, den Sie suchen!

— Diese Furcht habe ich. Deshalb bat ich Sie um diese Unterredung. Wollen Sie der armen Dame schonend beibringen, daß ihr Sohn nicht aufzufinden ist?

— Ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht.

— Gott lohne es Ihnen! Sagen Sie ihr, daß er verreist und nicht zurückgekehrt sei. Ich überlasse es Ihnen. Ich werfe mich auf's Pferd und eile an jenen Schreckensort, um zu sehen, ob der Getödtete Franz Wenger ist. In weni= gen Stunden bin ich zurück.

— Sehr wohl, mein Herr. Seien Sie um die Dame unbesorgt.

— Mein Dank liegt in meinem Herzen, gnä= dige Frau; verzeihen Sie, wenn ich in dem drin= genden Augenblicke die passenden Worte nicht finde.

Einige Minuten später verließ Waller, ge= folgt von einem Diener, das Schloß, um nach dem Ravenstein zurückzukehren.

Frau von Uslar begab sich zu der Kranken.

— Arme Mutter, sagte sie für sich, so das Ziel zu verlieren, wenn schon der Arm sich aus= streckt, es zu ergreifen!

Frau von Uslar schaute bei diesen Worten Elisabeth mit einem so wehmüthigen Blick an, daß man wohl sah, daß auch ihrem Herzen der Schmerz bereits tiefe Wunden geschlagen hatte.

Wir können nur mit ihr die arme Mutter bedauern, die dem Ziele ihrer Wünsche so nahe war und durch ein unerbittliches Schicksal wieder weit davon hinweggeschleudert wurde.

12.

Enthüllungen.

Wir haben uns im Verlaufe unserer Erzählung noch nicht nach den kleinen Flüchtlingen von der fürstlichen Pagen-Garde umgesehen, obwohl wir sie in einer Situation verließen, die leicht für so zarte Jugend verderbenbringend werden konnte.

Wir verließen die beiden jungen Kavaliere in dem Augenblicke, wo Edgar von Gleichen dem Gärtner entrann, der mit seiner Kate vor dem Thore ein Stündchen verplauderte. Wir wissen, daß Wilibald von Nordheim sehr weit vorangelaufen war, weil er sich entsetzlich fürchtete.

Edgar lief hinter ihm drein nicht weniger. Er hatte mit seinem kleinen Degen einen Stoß auf den Gärtner geführt und ihn, wie er meinte, getödtet.

Mit langen Sätzen sprang er davon, indem er fühlte, wie ein kalter Angstschweiß von seiner Stirn tropfte.

Dazwischen rief er aus Leibeskräften:

— Wilibald! Wilibald!

Aber Wilibald hörte diesen Ruf nicht. Er

wagte nicht rechts, nicht links zu sehen, sondern lief mit der Kraft der Verzweiflung immer weiter und weiter. Er dachte selbst nicht mehr daran, auf seinen Kameraden zu warten, sondern er hätte, selbst wenn dessen Ruf an sein Ohr gedrungen wäre, sich vielleicht am allermeisten vor der Stimme, welche seinen Namen rief, gefürchtet.

Eine ganze Zeit ging diese sonderbare Jagd so weiter.

Die Knaben befanden sich, ohne es zu wissen, auf einem Wege, der zunächst durch einen Walddistrikt, den man die Grindelforst zu nennen pflegte, hindurch und in seinem weiteren Verlaufe nach der Landesgrenze gegen das Fürstenthum Spangenbrück und nach dem Schlosse Neugrund führte.

Um nach Sophienberg, einer Besitzung der Familie von Gleichen, zu gelangen, mußten sie den ersten Weg, welcher linker Hand abging, benutzen.

Sie rannten aber Beide darüber hinweg.

Endlich fing Wilibald an, müde zu werden und langsamer zu laufen.

Ungefähr eine Viertelstunde nach jenem Auftritte am Parkthore holte ihn Edgar ein.

— Du läufst ja wie rasend! sagte dieser ärgerlich.

— Ich habe solche Angst, daß sie uns nachkommen.

— Wir wollen rasch gehen und es ist bald ganz dunkel.

Die beiden Knaben strengten sich an, möglichst schnell zu laufen. Sie keuchten und waren Beide nach kurzer Zeit so ermattet, daß sie sich setzen mußten.

— Wie weit ist es denn nach Sophienberg? fragte Wilibald kleinmüthig, nachdem sie Beide auf dem Rasen neben der Straße Platz genommen hatten.

— Drei Stunden, sagte Edgar leichthin.

— Das ist sehr weit.

— Bist Du müde, Wilibald?

— Ich bin sehr traurig. Meine Mutter weint gewiß heute.

— Sei kein Thor, Wilibald! Wenn wir erst Offiziere sind bei den Preußen, so schreiben wir unseren Eltern Briefe, worin wir sie um Verzeihung bitten. Dann schreiben wir darunter: „Euer wohlgetreuer Sohn, der Lieutenant Edgar und der Lieutenant Wilibald in Seiner Majestät des Königs von Preußen Armee.“

Das soll sich herrlich ausnehmen, Wilibald! Und wie werden die Andern sich ärgern, wenn sie hören, daß wir Offiziere sind. Ha, der Ludolf und der Junker Max, die immer so vornehm thaten, die werden recht neidisch sein.

— Ja, sagte Wilibald leicht getröstet, vielleicht kommen wir bald einmal nach M. als Offiziere. Das Lager ist ja so weit nicht. Das soll ein Leben werden!

— Aber jetzt wollen wir weiter gehen, Wilibald. Es wird Zeit. Du bist wohl nicht mehr müde?

— O nein. Du auch nicht?

— Nein, gewiß nicht.

Damit erhoben sich die Knaben und gingen weiter, indem sie sich von Zeit zu Zeit scheu umsahen, ob sie nicht verfolgt würden.

Plötzlich blieb Edgar stehen und sagte:

— Wilibald, ich glaube, wir gehen falsch!

— Mein Gott, Edgar!

— Ich weiß, daß wir nach St. Jakob gehen und dort über den Fluß setzen müssen, um nach Sophienberg zu kommen.

— O, was wird aus uns werden?

— Weine nicht, Wilibald. Wir müssen den nächsten Weg links einschlagen. Laß uns eilen.

Edgar ergriff seinen Freund bei der Hand und zog ihn rasch mit sich fort.

Es dauerte etwa eine Viertelstunde, ehe ein Weg links abging. Als die Knaben ihn erreichten, war es vollkommen finster geworden.

Wenn die beiden Knaben nicht ganz unerfahren gewesen wären, so würden sie diesem Wege nicht gefolgt sein. Er war schmal und ganz mit Gras bewachsen, also gewiß selten im Gebrauch; am allerwenigsten aber war er die Straße nach einem Städtchen wie St. Jakob.

Dieser Weg führte nach etwa hundert Schritten in den Wald. Edgar konnte ein Gefühl der Unbehaglichkeit nicht unterdrücken; aber er wollte sich seinem jüngeren Genossen gegenüber nicht die Blöße geben, daß er den Weg nicht finden könne. Er schwieg deshalb und schritt rüstig Wilibald voran, der zweifelnd fragte:

— Kommen wir bald nach St. Jakob?

— In einer halben Stunde, erwiederte Edgar.

Aber statt nach dem Städtchen zu gelangen, drangen sie tiefer und tiefer in den Grindelforst ein und waren von St. Jakob mit jedem Schritte weiter entfernt.

Es wurde sehr finster. Gespensterhaft streckten die knorrigen Eichen ihre Aeste in die Luft und

die Knaben wagten kaum mehr aufzusehen nach den sonderbaren Gestaltungen. Sie fuhren erschreckt zusammen, wenn eine Eule oder ein Uhu schrie.

Wilibald weinte still vor sich hin. Edgar bewahrte mit Mühe seine Fassung.

Da endlich sahen sie ein Licht vor sich schimmern.

Eine fröhliche Hoffnung überkam die Knaben. Sie kamen doch zu Menschen und aus diesem grausigen Walde, in welchem sie so viel Angst und Schrecken ausgestanden hatten.

Auch wollen wir nicht leugnen, daß die beiden Knaben das lebhafteste Bedürfniß fühlten, Speise und Trank zu sich zu nehmen, wie es bei ihrem Alter und nach einer so bedeutenden Anstrengung wohl natürlich erscheinen mag.

Edgar und Wilibald hatten eine kleine Lichtung erreicht, in deren Mitte ein kleines Gebäude stand, aus dem jenes Licht strahlte.

Sie überlegten einen Augenhlick, ob sie hineingehen sollten.

— Ich habe Hunger, sagte Wilibald.

— Und ich auch, setzte Edgar hinzu. Wir wollen hineingehen.

Die beiden Knaben näherten sich dem Hause und klopften an die Thür.

Aber sie erhielten keine Antwort.

Edgar klopfte stärker.

In dem Hause blieb es todtenstill.

Die beiden Knaben gingen rings um das Haus. Sie gelangten an ein Fenster, das ihnen einen Blick in das Innere dieses seltsamen Gebäudes gestattete.

Aber hier bot sich ihnen ein überraschender Anblick dar.

Sie sahen in dem Zimmer einen Greis von ehrwürdigem Aeußern sitzen. Lange silbergraue Haare fielen in wohlgeordneten Locken auf seine Schultern herab und umrahmten sein Antlitz, dessen edle, feine Züge ein Ausdruck seltener Milde verschönte. Bei dem Anblick dieses Greises mußte man sich unwillkürlich sagen, daß in seiner Seele nur schöne und herrliche Empfindungen ihren Sitz haben könnten.

Vor ihm kniete ein Mädchen, die ihren Kopf, den reiche Locken schmückten, in seinem faltigen Gewande barg. Er blickte unverwandt auf sie nieder und hatte seine Hände wie segnend auf ihr Haupt gelegt.

Dieses einfache Bild hatte so viel Fremdartiges und Tiefergreifendes für die Knaben, daß sie lange in Anschauen versunken stehen blieben.

Nur leise sagte Wilibald einmal:

— Sieh nur, Edgar, diesen guten Mann!

— Und das liebe Mädchen!

— Hier wollen wir bleiben, Edgar.

— Wir wollen nachher wieder klopfen.

Dann versanken sie Beide wieder in schweigendes Anstaunen.

Jetzt erhob sich das junge Mädchen und stand hochaufgerichtet vor dem Greise.

Ihre blauen Augen waren geröthet. Sie mußte geweint haben.

Wir erkennen jetzt in ihr jenes Mädchen, die bei dem Tumulte auf dem Platze vor der Kirche des heiligen Ludwig Arnsdorf, den unglücklichen Johannes in der Wüste, begleitet hatte.

Die beiden Knaben befanden sich vor der Waldhütte, die, wie der Polizeihauptmann von Waldringer gesagt hatte, so viel von sich zu reden machte.

Die beiden Knaben gingen zur Thür zurück und klopften abermals.

Jetzt näherten sich leichte Schritte und die Thür ward geöffnet.

Edgar zog den Hut, als er sich dem jungen Mädchen gegenüber sah, und sagte mit bittender Stimme:

— Meine liebe Dame, würden Sie wohl zwei verirrte Reisende für diese Nacht beherbergen?

Hedwig betrachtete mit Staunen die beiden Knaben.

Endlich sagte sie:

— Unsere Hütte ist klein. Doch wollen Sie vorlieb nehmen mit dem, was sie bietet, so sollen Sie willkommen sein.

— Wir sind müde, meine Dame, sagte Wilibald. Wir hätten gewiß nicht geklopft; aber wir haben durch das Fenster den guten Mann und Sie gesehen, und da schien es uns, als ob Sie ein paar arme Knaben gewiß nicht fortschicken würden.

— Gewiß nicht, erwiederte Hedwig, erröthend darüber, daß sie belauscht worden. Treten Sie nur ein; es wird sich ein Stück Brod und ein Lager schon finden.

Edgar und Wilibald traten ein. Hedwig schloß die Thür wieder und führte die Knaben in das Zimmer, wo der Greis saß.

— Hedwig, fragte derselbe, wer kam mit Dir zur Thür herein?

— Zwei junge Kavaliere, die sich verirrt haben.

Der Greis richtete seine Augen nach der Stelle, wo die Knaben standen; aber die Sterne

dieſer Augen waren erloſchen, ſie ſchauten das Licht nicht mehr.

— Seid willkommen in der Hütte eines Unglücklichen, ſagte der Greis. Tretet heran und gebt mir Eure Hand, damit ich Eure Gegenwart fühle, weil ich Euch nicht ſehen kann.

Die beiden Knaben traten mit einer Art von heiliger Scheu näher. Das Aeußere dieſes blinden Greiſes hatte etwas Majeſtätiſches und nöthigte unwillkürlich die tiefſte Ehrfurcht ab.

— O, mein Herr, ſagte Edgar, wie gut Sie ſind, uns aufzunehmen!

Der Greis ergriff die Hände der Knaben. Sein feiner Taſtſinn ſetzte ſich aus dieſer Berührung, ſowie dadurch, daß er mit der anderen Hand langſam über die Geſichter der Knaben glitt, ein Bild von ihnen zuſammen.

— Ihr ſeid gewohnt, ſagte er langſam, in ſeidenen Betten zu ſchlafen. Wird Euch unſer hartes Lager gefallen?

— O, wir ſind für Alles dankbar! antwortete Wilibald.

— Und darf ich fragen, was Euch bewogen hat, allein eine Reiſe anzutreten? Es iſt nicht ſicher draußen in dieſer Zeit. Ihr ſeid zu jung, Euch ſelber Schutz und Schirm zu ſein.

Die beiden Knaben schwiegen verlegen.

Endlich faßte sich Edgar ein Herz und sagte schüchtern:

— Wir wollten nach Sophienberg über St. Jakob. Dabei haben wir uns verirrt.

— Und recht weit verirrt. Sophienberg? Wie ist mir? Gehört dieses Gut nicht einem Herrn von Gleichen?

— Das ist mein Vater, sagte Edgar.

Der Greis schwieg. Aber es war, als ob er gewaltsam eine Antwort unterdrückt habe. Er ließ die Hände der beiden Knaben los und fuhr sich mit der Hand über die erloschenen Augen.

Dann sagte er:

— Setzt Euch. Ihr werdet müde sein. Hedwig wird Euch ein Abendbrod und eine Lagerstätte bereiten. Es ist spät und Ihr bedürft der Ruhe.

In diesem Augenblick erschien auch das junge Mädchen und setzte ein Gefäß mit Milch, sowie Brod und Butter auf den Tisch. Dann ging sie wieder hinaus und kehrte mit einer Schüssel zurück, auf der ein Kuchen lag, welchen sie aus Mehl und Kartoffeln gebacken hatte.

Die Knaben schauten mit lüsternen Blicken

nach diesen Herrlichkeiten. Ihnen war, als ob sie noch niemals so einladende Speisen gesehen hätten.

Hedwig ladete sie freundlich ein, sich an den Tisch zu setzen; sie säumten nicht, dieser Auffor=derung Folge zu leisten, und verzehrten mit dem gesunden Appetit ihres Alters die aufgetragenen Speisen.

Der Greis schien mit Vergnügen dem Ge=räusch der Löffel und Gabeln zu lauschen. Hed=wig hatte sich zu seinen Füßen auf einen Holz=schemel gesetzt und blickte mit großer Freude den Knaben zu. Sie bemerkte, daß Wilibald ein paarmal eine Thräne aus seinen Augen wischte, die auf die Speisen zu fallen drohte.

Als die Knaben ihr Mahl aufgezehrt hatten, räumte Hedwig das Geschirr von dem Tische und trug es hinaus. Dann sagte sie:

— Wenn Sie zu Bett gehen wollen, so will ich eine Leuchte anzünden und Ihnen Ihr Lager zeigen. Sie werden wohl sehr ermüdet sein.

— O ja, wir sind sehr müde, erwiederte Wiltbald.

Hedwig hatte die Leuchte angezündet und bat die Knaben, ihr zu folgen.

Die Hütte bestand außer einem sehr kleinen

Hausflur eigentlich nur aus drei Gelaſſen, dem Zimmer, in welchem der Greis ſaß und welches die ganze eine Seite einnahm, einem kleinen Raume, der als Küche benutzt wurde, und einem kleinen Schlafgemache, welche beiden letzteren die andere Seite ausfüllten.

Hedwig hatte in dem Schlafgemach, in welchem ſie ſonſt ſchlief, ein Lager für Ihre Gäſte bereitet. Sie ſelbſt verbrachte dieſe Nacht in einem Bretterverſchlage unter dem Dache, welcher gerade über dem Wohnzimmer lag.

Sie führte die beiden Knaben in das Schlafgemach, ſetzte die Leuchte auf einen kleinen Tiſch und entfernte ſich, nachdem ſie ihnen freundlich gute Nacht gewünſcht hatte.

Fünf Minuten darauf hatten ſich die Knaben behaglich in dem überaus reinlichen Bett ausgeſtreckt und Wilibald kämpfte bereits zwiſchen Schlafen und Wachen.

Edgar aber konnte nicht ſchlafen. Sein ſtärkerer Körper war wenig durch den weiten Weg angegriffen und die Ereigniſſe dieſes Tages hatten eine ſolche Erregung in ihm hervorgebracht, daß ſein Nervenſyſtem das zitternde Vibriren noch nicht abſchütteln konnte.

So mochte etwa eine halbe Stunde verfloſſen

sein, seitdem die Knaben von Hedwig in ihre Kammer geführt worden waren, als es an der Thür der Hütte abermals pochte.

Hedwig eilte hinaus, um zu öffnen.

Der Greis, der im Zimmer noch immer auf demselben Sessel saß, hörte, wie sie ausrief:

— Mein Gott, Franzis, Du hier?

Bei diesen Worten flog es wie tiefe Erregung über des Greises Züge. Er erhob sich und that ein paar Schritte vorwärts.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und ein Jüngling von etwa siebenundzwanzig Jahren trat herein.

Er ging auf den Greis zu und sagte, indem er sich vor ihm auf ein Knie niederließ:

— Mein Vater, verzeiht Eurem unglücklichen Sohne, daß er so lange seine Pflichten vergaß.

Der Greis neigte sich und fuhr langsam mit der Hand über das Gesicht des jungen Mannes.

— Ja, Du bist es, Franzis, mein Erstgeborner, sagte er dann. Warum warst Du so lange fort, ohne Deines alten Vaters zu gedenken?

In diesen Worten lag ein Vorwurf, aber die Stimme, die ihn aussprach, zitterte vor tiefer Wehmuth und die Vergebung lag in dem Tone, mit dem sie sprach.

Der Jüngling aber wiederholte:

— Verzeihung, mein Vater!

— Sprich nicht so, sagte der Greis. Ich habe Dir lange verziehen, weil ich wußte, daß Du in tiefem Schmerze von mir gegangen bist und daß Du einst wiederkommen würdest, wenn das Toben der Leidenschaft vorübergegangen und die Versöhnung in Dein Herz eingezogen. Ich habe Dir nichts mehr zu verzeihen.

Der Jüngling drückte die zitternde Hand seines Vaters an die Lippen. Dann sprach er:

— Ihr seid so gut, Vater! Euer Herz hat so viel Liebe über mich ausgegossen!

— Und verdientest Du diese Liebe nicht, Franzis? Gab es einen liebevolleren Sohn und Bruder, als Dich, bis zu jenem unglückseligen Tage?

Der Jüngling schwieg und der Greis fuhr fort:

— Führe mich zu meinem Stuhle zurück, mein Sohn. Die unerwartete Freude hat mich ergriffen. Meine Füße zittern.

Franzis geleitete seinen Vater zu dem Sessel, auf dem er vorher gesessen hatte, und wandte sich dann an Hedwig.

— Und Du, sagte er, indem er ihre Hand

ergriff, wie hast Du das Schicksal ertragen, seitdem ich fort war?

— Gott hat geholfen, Franzis. Er hat viel Mißgeschick gesandt, aber auch manches Glück.

— Du hast Thränen in den Augen, Hedwig? Erzähle mir, was ist geschehen?

— O mein Gott, Franzis, sie haben Arnsdorf in's Gefängniß gesetzt.

— Arnsdorf? Weshalb?

— Du weißt, wie er umherzog, die Menschen zu ermahnen, daß sie den Zorn Gottes besänftigen möchten durch tiefe Reue und aufrichtige Buße. So hat er auch in der Stadt zu den Leuten geredet und dabei heftige Worte gegen den Adel ausgestoßen. Es entstand ein großer Tumult und ein Kavalier, der Ruhe stiften wollte, wurde vom Pferde gerissen und mißhandelt. Arnsdorf rettete ihm das Leben, denn sie wollten ihn tödten. Aber dennoch wurde er verhaftet und jetzt ist er schwerer Verbrechen angeklagt. Sie werden ihn tödten, Franzis, ganz gewiß, und ich bin unendlich elend.

— Das werden sie nicht, Hedwig, gewiß nicht! sagte Franzis mit fester Stimme.

— Und warum nicht?

— Ich kann Dir das jetzt nicht sagen, Hed-

wig. Aber glaube es mir, ehe Arnsdorfs Todesurtheil gesprochen wird, ist die Hülfe da.

— Welche Hülfe?

— Forsche nicht weiter, Kind; noch ist es Dir nicht gut, es zu wissen.

— Bleibst Du nun bei uns, Franzis?

— Vielleicht.

— Ich gehe alle Tage nach der Residenz, um Arnsdorf zu pflegen und ihm Gesellschaft zu leisten. O, Du solltest ihn sehen, Franzis. Er erträgt Alles mit einer engelgleichen Geduld. Er spricht oft mit mir über unendlich erhabene Dinge, die ich wohl fühle, aber nicht verstehe. Gewiß, er steht Gott nahe.

— Du bist eine Schwärmerin, Hedwig. Ich fürchte, der Umgang mit Arnsdorf ist Dir nicht gut. Du leidest zu sehr mit ihm.

— O, ich liebe ihn so sehr!

Franzis schwieg einen Augenblick. Dann fragte er plötzlich:

— Sagtest Du nicht, Du liebtest Arnsdorf?

— Ich sagte es, erwiederte Hedwig. Ich liebe ihn, wie ich Dich liebe, Franzis, und wie ich den Vater liebe, wie ich den lieben Gott und die herrliche Welt ringsum gern habe. Ja, mir ist manchmal, als ob ich ihn viel mehr liebte.

— Du bist auf einem Irrwege, Hedwig. Du, das arme Mädchen, liebst den vornehmen Kavalier?

— Warum darf ich es nicht? Ist meine Liebe denn eigennützig und begehrt sie etwas? Ich will nicht seine Frau werden, denn ich weiß, daß dies unmöglich ist. Ich will ihn nur sehen, mit ihm sprechen und ihn pflegen und unterstützen, wo ich kann.

— Und liebt ihn denn sonst Jemand? fuhr Hedwig fort. Haben nicht alle seine Standesgenossen ihn gemieden, wie einen Ausgestoßenen? Er hat keine Schwester. Ich will ihm eine Schwester sein.

Er liebt das Volk so sehr. Wenn er mit dem Donner seiner Rede die Menschen aufschreckt aus ihrer trägen Ruhe, so ist es nur die Liebe, die ihn hinreißt zur strafenden Rede.

Das Volk ist ihm wieder Liebe schuldig. Ich will diese Schuld bezahlen, ich, eine Tochter des Volkes.

Und weißt Du noch, Franzis, wie der Vater sich einst schwer verletzt hatte und am Tode lag. Da hat Albrecht von Arnsdorf an dem Bett seines Dieners gewacht, viele Nächte, weil Du abwesend warst. Sind wir ihm dafür nicht

mehr Dank schuldig, als Sterne am Himmel stehen?

Hedwig hatte mit glühenden Wangen diese Worte geredet. Sie stand da, wie eine Heldin des Alterthums, mit flammenden Augen, mit wogendem Busen.

Franzis betrachtete sie staunend.

Aus den erloschenen Augen des Greises aber traten zwei Thränen, die langsam über seine gefurchten Wangen rollten.

— Hedwig, meine Tochter, sagte er mit leiser Stimme, komm her zu mir.

Hedwig näherte sich ihrem Vater. Er ergriff ihre Hand und preßte sie in der seinigen.

— Mein Kind, flüsterte er, Gott segne Dich tausendmal wegen Deiner Liebe zu dem braven edlen Herrn!

Der Greis konnte nicht weiter reden. Er lehnte sich in den Sessel zurück und hielt wie sinnend Hedwigs Hand in der seinigen, indeß eine Erregung nach der andern in seinem Antlitz zuckte.

So verstrichen einige Minuten.

Dann zog Hedwig leise ihre Hand aus der des Greises und sagte, indem sie einen Kuß auf seine Lippen drückte:

— Gute Nacht, mein Vater.

— Gute Nacht, Hedwig. Wo soll Franzis schlafen?

— Mein Gott, daran dachte ich nicht.

— Ich schlafe auf dem Boden, sagte Franzis.

— Da muß ich diese Nacht schlafen, entgegnete Hedwig.

— Und wer schläft in der Kammer?

— Zwei junge Kavaliere aus der Stadt, die sich verirrt haben und unsere Gäste sind.

— Kavaliere?

— Pagen des Fürsten.

— So mache ich mir ein Lager hier im Zimmer, sagte Franzis.

— Ich werde es thun! rief Hedwig.

Damit eilte sie auf den Boden und kehrte gleich darauf mit einem Bunde Stroh zurück. Sie breitete dasselbe neben dem Lager des Greises aus und bedeckte es mit einem schneeweißen Laken. Dann holte sie eine wollene Decke herbei und breitete sie darüber aus.

— So, sagte sie, mögst Du gut schlafen. Morgen mußt Du erzählen.

Hedwig verließ das Zimmer, nachdem sie gute Nacht gewünscht hatte.

Vater und Sohn waren allein.

Eine geraume Zeit schwiegen Beide. Endlich fragte der Greis:

— Warum bist Du so lange in der Fremde gewesen, Franzis?

— Vater, Ihr wißt es ja. Wegen des Weibes.

— Ja, das weiß ich. Aber ich denke, Du solltest sie lange vergessen haben.

— Vergessen, Vater? O nein, ich kann sie nie vergessen. Es sind zwei Jahre verflossen seit dem Tage, wo ich dieses Land verließ, weil es mich nicht mehr in demselben litt. Aber in dieser Zeit raunte mir jede Stunde des Tages den Fluch zu, den ich über die Treulose ausgestoßen, und jede Nacht zeigte mir ihr Bild, wie sie mit ihrer Schande prunkt und ihre Schamlosigkeit zu Markte trägt. Vater, glaubt Ihr noch, daß ich sie vergessen könnte?

— So hast Du ihr also nicht vergeben?

— Vater, fragt mich nicht danach; ich möchte Euch nicht gern betrüben.

— Nein, mein Sohn, ich muß danach fragen. Du bist von mir gegangen, ich weiß nicht mehr wann und warum; mein altes Gehirn bewahrt mir das Vergangene nicht. Aber das weiß ich, daß Du mit unerbittlichem, düsterem

Zorn von mir gingst. Das hat mir viel Sorge gemacht. In solchem Zorne ist der Böse uns nahe. Jetzt bist Du zurückgekommen, und ich wünschte wohl, Du hättest die Versöhnung mit in's Haus gebracht.

Franzis senkte das Haupt bei diesen Worten und sagte traurig:

— So laßt mich wieder ziehen, mein Vater; ich kann keine Versöhnung finden.

— Armer Bursche, sagte der Greis, so solltest Du nicht sprechen. Was suchst Du dann hier?

— Rache! Vater.

— Franzis, Franzis, das Wort hat der Teufel erfunden. Gott weiß nichts davon.

— Wußte er davon, als Anna mich betrog, Vater? sagte Franzis finster. O, das war ein herrlicher Tag, da Anna mein Weib wurde. Da war auch in meiner Brust der Gott, der die versöhnende Liebe ist. Aber das währte nur ein einziges halbes Jahr. Da sah sie der Fürst. Sie gefiel ihm, und von da ab hat der Teufel in mir gewohnt.

— Franzis, denke an die alten Geschichten nicht mehr!

— Doch, mein Vater, ich will daran den-

ken; ich will mich täglich daran erinnern, wie ich sie, nachdem ich sie einen Tag lang vermißt hatte, im Schlosse wiedersah, wie ich hinauf zu meinem Weibe wollte und von der Wache mit dem Kolben zurückgetrieben wurde. Da stieß ich finstere Schmähungen gegen den Fürsten aus. Ich wurde verhaftet. Man ließ mir die Wahl, ewiges Gefängniß oder Verbannung. Ich zog das Letztere vor. Ich hätte können bei Euch bleiben und Euch unterstützen, aber seht, Vater, ich konnte nicht. Ich erhielt meinen Scheidebrief und Anna wurde die Maitresse des Fürsten. Ein lustiges Spiel! Hahaha! Lachen Sie doch, Vater! Es ist zu spaßhaft!

— Franzis, Franzis, warum bist Du wiedergekommen? Kommst Du mit all dem entsetzlichen Hasse, so hättest Du bleiben sollen, wo Du warst! Willst Du in die Einsamkeit unseres Lebens den Fluch schleudern, der der Rache folgt? Willst Du das reine Herz Deiner Schwester verletzen durch Dein wildes Wesen?

Franzis stand mitten im Zimmer. Ein Zug unendlichen Schmerzes flog über sein Gesicht und milderte den Ausdruck rohen Zornes, der bisher desselben ganz Herr gewesen war.

Er ergriff seinen Hut und sagte:

— Lebt wohl, mein Vater, ich gehe. Ihr habt Recht. Ich habe nichts zu suchen in dieser Hütte, wo der Friede wohnt.

Er that einen Schritt nach der Thür.

Da richtete sich der Greis in seiner ganzen imposanten Größe vom Sessel auf und rief, die Hand nach dem Sohne ausstreckend:

— Franzis, wohin führt Dich Dein unseliges Fühlen? Du willst Deinen alten Vater verlassen, um Deiner Rache nachzuhängen? O, Franzis, bleibe bei mir! Es wird ein Tag kommen, wo der Sturm Deiner Gefühle sich mildert. Wir wollen arbeiten und auf Gott vertrauen. Er wird helfen, wo Menschenhülfe nicht taugt.

Franzis warf seinen Hut auf einen Stuhl und sagte mit gänzlich veränderter Stimme:

— Wollt Ihr nicht zu Bette gehen, Vater. Es ist schon spät.

— Du hast Recht, ich werde mich niederlegen.

Wenige Minuten später war eine tiefe Stille in der kleinen Hütte im Walde.

In der Kammer, in welcher die beiden Knaben schliefen, suchte Edgar auch wieder sein Lager, welches er verlassen hatte, um an der Wand zu lauschen.

Wir haben schon oben bemerkt, daß Edgar nicht schlafen konnte. —

Er vernahm Stimmen, hörte das Klopfen an der Thüre und dann das Gespräch im Zimmer und stand vorsichtig auf, von einer unabweisbaren Neugierde getrieben.

Er konnte jedes Wort hören, was in dem Zimmer gesprochen wurde.

Das, was er gehört hatte, erfüllte ihn mit Entsetzen und beschäftigte noch, als er schon entschlummert war, seine Phantasie in blutigen, erschreckenden Bildern.

Die Sonne warf ihre ersten Strahlen auf die Stelle, wo die kleine Waldhütte stand, als Edgar Wilibald weckte. Er hatte in Folge des gestern Abend Gehörten sehr schlecht geschlafen und wünschte diesen Ort so früh wie möglich zu verlassen, wo er so schauerliche Drohungen vernommen hatte.

Die beiden Knaben kleideten sich rasch an und verließen ihr Zimmerchen. Sie trafen im Wohnzimmer Niemand mehr; diese einsamen Waldbewohner waren gewöhnt, mit den Vögeln aufzustehen.

Sie durchschritten das Zimmer und befanden sich bald im Freien.

Niemand war zu sehen und die beiden Knaben waren fast geneigt, Alles für einen Traum zu halten oder sich als von den Waldgeistern geneckt oder gefoppt zu betrachten.

Aber jetzt hörten sie sprechen.

Es war, wie wenn es aus der Luft käme oder von hoch oben herunter. Die beiden Knaben lauschten. Sie unterschieden deutlich Hedwigs Stimme und die eines Mannes. Wahrscheinlich befanden sie sich auf dem Boden der kleinen Hütte.

— Höre, sagte die männliche Stimme, die Brut dieser Aristokraten brauchst Du auch nicht so freundschaftlich, wie Du mit diesen Laffen gethan hast, aufzunehmen. Wenn ich es zu thun hätte, ich lieferte sie den Wölfen aus — —

— Du bist ein abscheulicher Mensch, entgegnete eine weibliche Stimme heftig, schämst Du Dich nicht, mir so etwas zu sagen? Wer sind denn diese Wölfe?

— O recht wackere, brave Burschen, die das Herz auf dem richtigen Flecke haben und Mark in den Knochen — —

— Räuber und Mörder wohl? Franzis, ich fürchte, daß Du vor der Sünde nicht mehr zurückbebst.

— Du bist ein zartes Mädchen, Hedwig. Du verstehst Nichts von diesen Dingen.

— Ich will für Dich beten, Franzis.

Franzis schlug ein helles Gelächter an. Dann sprach er Worte, die die Knaben nicht mehr verstanden.

Edgar faßte Wilibalds Hand und sagte:

— Laß uns fliehen, Wilibald. Dieser Mann will uns morden.

— Aber der gute Greis und das Mädchen, die werden uns helfen — und wir haben noch gar nicht gefrühstückt.

— Laß uns gehen. Der Mann hat schauerliche Worte gesprochen.

— Und ohne Abschied sollen wir gehen?

— Ich gehe.

Wilibald entschloß sich, seinem Freunde zu folgen. In wenig Sprüngen hatten die Knaben den Wald erreicht. Während dieser Zeit saß der blinde Greis auf der Seite des Hauses in einem kleinen Gärtchen.

Wenige Minuten darauf trat Hedwig vor die Thüre des Hauses.

Ihr rosiges Antlitz war so frisch und rein, wie der erstehende Morgen. Selbst des Bruders finstre, böse Worte hatten nicht vermocht, den

Glanz dieser Augen zu trüben. Sie stand da, die schönste Blume dieses einsamen Waldes, und jeder Thautropfen, jedes Blümlein ringsum, das ganze liebliche Bild des jungen Tages spiegelte sich in ihrem frohen, zufriedenen Antlitz.

Sie ging um das Haus herum zu ihrem Vater und indem sie den vollen runden Arm um seine Schulter legte, sagte sie:

— Ich gehe, mein Vater. Das Frühstück für Dich und die jungen Herren ist bereitet. Franzis bleibt hier. Der Greis zog Hedwig an sich und drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn:

— Behüte Dich Gott, mein Kind, sagte er nur.

Dann ließ er sie los.

Hedwig ging, ohne sich umzusehen, auf einem Wege dahin, der sie bald den Blicken der Bewohner jener Hütte entzog.

Wie war sie so schön in ihrem einfachen, geschmackvollen Anzuge! Ein buntes Tuch umschloß den Hals und war über den Kopf in einer malerischen Verschlingung befestigt. Ein einfaches Kleid umschloß die tadellos gebauten Glieder; die Arme waren frei und bis zum Ellbogen unbedeckt; sie ging in grader Haltung, mit elastischer Leichtigkeit.

Hedwig mochte wohl schon eine Viertelstunde fort sein, als Francis vor die Hütte zu seinem Vater trat.

— Mein Vater, sagte er, sprach nicht Hedwig von zwei jungen Kavalieren, die bei uns zu Gaste seien?

— Ja wohl, Franzis. Du mußt sie zum Frühstück rufen.

— Das wollte ich; doch diese Vögel sind ausgeflogen.

— Sie werden im Gärtchen sein, hinter dem Hause.

— Nein, mein Vater.

— So war es nicht gut von diesen Burschen, ohne Abschied wegzulaufen.

Franzis murmelte ein paar Worte von „hergelaufenem Gesindel" und wandte sich dann ab.

Die Aristokraten hatten einen erbitterten Feind mehr in ihm gefunden.

Unterdessen setzten Edgar und Wilibald ihren Weg unverdrossen fort.

Der Erstere wollte den Weg nach Sophienberg entdeckt haben. Sie hatten einen alten Bauer gefragt und der hatte ihnen gesagt, sie sollten nur diesen Weg verfolgen, um nach St. Jakob zu kommen.

Doch dieser Weg verzweigte sich nach und nach in so viel kleinere Wege, daß die beiden Knaben gegen Mittag in einem großen Bogen herumgegangen waren und eine halbe Stunde weiter von Sophienberg entfernt waren, als am Morgen.

Ein paarmal hatten sie Stimmen vernommen, die ihnen entgegen kamen. Sie hätten fragen können. Aber aus Angst, entdeckt und zurückgebracht zu werden, versteckten sie sich in den Büschen und sahen einmal auch wirklich zwei Jäger vorbeigehen, die von ihnen zu sprechen schienen.

— Diese verfluchten Bursche, sagte der Eine.

— Sie sind wie von der Erde verschwunden, erwiederte der Andere.

— Ich begreife gar nicht, wo sie so rasch hinkommen konnten.

— Sie müssen geheime Schlupfwinkel haben.

Damit waren die beiden Männer vorbei. Ihre Rede hatte sich nur auf ein paar Holzdiebe bezogen. Die Knaben aber kamen mit der Ueberzeugung vorsichtig aus ihrem Versteck wieder heraus, daß die Verfolgung ihnen gelte, und liefen ohne Aufenthalt in der entgegengesetzten Richtung hastig fort.

So war es Mittag geworden. Die Sonne brannte. Die Knaben hatten seit dem vorigen Abende Nichts genossen. Wilibald konnte es nicht unterlassen, Edgar bittere Vorwürfe wegen des Frühstücks zu machen. Dieser aber ging still und in sich gekehrt seines Weges und auch bei ihm wollte der nagende Wurm nicht zur Ruhe kommen.

Endlich blieb Wilibald stehen und sagte:

— Ich bin zu müde, Edgar, laß uns ein wenig ruhen.

Die beiden Knaben setzten sich in das schwellende Moos, welches den Boden bedeckte.

Eine Zeit lang schwiegen Beide.

Dann sagte Wilibald plötzlich, indem er seines Freundes Hand ergriff:

— Edgar, wir wollen nach Hause gehen.

Edgar fuhr bei diesen Worten heftig auf.

— Gehe, sagte er, wenn Du willst — ich bin nicht so feige — ich lasse mich nicht auslachen.

— Ich bin auch nicht feig, sagte Wilibald schluchzend, aber wir kommen nie nach Sophienberg und ich bin so müde und habe gar Nichts zu essen.

— Du willst immer essen, Wilibald.

— O nein, nur jetzt ist mir so; ich kann doch nichts dafür.

— So gehe nach Hause; ich gehe nicht mit.

Edgar sprach dies in unfreundlichem, hartem Tone. Aber seine Heftigkeit gereuete ihn sogleich, als er Wilibald bitterlich weinen sah.

— Lieber Wilibald, sagte er, Du mußt nicht weinen. Wir sind gleich in Sophienberg — dann wollen wir ein Leben führen — und dann, wenn wir Offiziere sind.

— Ich will nicht Offizier werden, ich will nach Hause.

Edgar antwortete nichts. Er stand auf und sagte rasch:

— Laß uns weitergehen, Wilibald.

Wilibald erhob sich mechanisch und sie gingen weiter.

Aber plötzlich blieb er wieder stehen und sagte:

— Edgar, sieh die herrlichen Himbeeren, die hier wild wachsen. Wir wollen davon essen; sie müssen prächtig schmecken.

Die beiden Knaben begannen von den wilden Himbeeren, die hier in großer Menge wuchsen, die Früchte abzulesen und zu verzehren. Sie folgten dabei ihrem Auge, wie es ihnen hier

und da die schönsten Früchte zeigte. So geriethen sie tiefer und tiefer in den Wald, ohne es zu bemerken und ohne auf die Richtung zu achten.

Wohl eine halbe Stunde hatten sie sich auf diese Weise beschäftigt, als Edgar sagte:

— Nun ist es genug, Wilibald.

— Noch ein paar Beeren, Edgar.

— Wir sind vom Wege abgekommen, Wilibald; wir müssen ihn wieder suchen.

Mit diesen Worten begann Edgar in der Richtung, in welcher sie vermeintlich gekommen waren, zurückzugehen.

Wilibald folgte widerstrebend, noch immer hier und da eine schöne Beere abpflückend.

Aber nach einem einstündigen Marsche hatten sie den Weg noch nicht aufgefunden. Sie wendeten sich von der eingeschlagenen Richtung wieder ab und gingen endlich kreuz und quer im Walde umher. Dann überkam sie die Angst vor dem drohend hereinbrechenden Abend. Sie begannen zu rufen; von allen Seiten gab ihnen das Echo Antwort, aber keine menschliche Stimme ließ sich hören.

Die beiden Knaben fühlten sich endlich bis zum Tode ermüdet und warfen sich verzweifelnd auf den Boden nieder.

Sie hätten Gott gedankt, wenn jetzt die Jäger gekommen wären, sie zu ihren Eltern zurückzuführen. Der Gedanke, im Walde übernachten zu müssen, war ihnen entsetzlich.

Wilibald jammerte laut. Edgar dagegen wollte seine Festigkeit bewahren und hielt sich standhaft. Doch sah es in seinem Innern ebenso weinerlich aus, wie bei Wilibald.

So senkte sich die dunkle, ungewisse Nacht über den Wald. All die Gespenster, die am Tage ruhen, wurden nun rege. Die grauen Aeste der knorrigen Eichen wurden zu langen Geisterarmen, die sich drohend dem Wanderer entgegenstreckten. Die Blätter lispelten seltsame, schaurige Lieder und überall standen dunkle Riesen und versperrten den Weg, während an der duftigen Waldwiese die Elfen den lockenden verderblichen Reigen führten.

Die beiden Knaben irrten lange zwischen all diesen Schrecknissen umher. Oft stieß einer von ihnen einen leisen, halb unterdrückten Schrei des Entsetzens aus. Dann weinten sie wieder und beteten, gelobten alles Gute und bereuten innig ihre kleinen Sünden.

Plötzlich war es ihnen, als ob sie den Schritt eines Mannes vernähmen. Sie lauschten voll

Spannung. Richtig, das war ein Mensch! Die Schritte kamen näher. Jetzt erkannten sie die Gestalt. Unter anderen Verhältnissen würde die Erscheinung des Mannes, der auf die Knaben zuschritt, sie von jeder Gemeinschaft abgeschreckt haben. Jetzt aber sahen sie in ihm den rettenden Engel, der ihnen den Weg zeigte aus diesem abscheulichen Labyrinthe.

Der Mann war wirklich von abschreckendem Aeußern. Eine dicke Nase lag zwischen tiefliegenden stechenden Augen, und die lauernden Blicke, welche er auf die beiden Knaben warf, bewiesen hinlänglich, daß seine abschreckende Hülle nur die richtige Form eines heimtückischen, niedrigen Charakters war.

— Ei, Ihr Herren, sagte er, wie kommt Ihr so spät in den Wald?

— Wir haben uns verirrt, mein Herr; wir wollten nach Sophienberg, erwiederte Edgar.

— Nach Sophienberg? sagte der Mann. Das ist ja sechs Stunden von hier entfernt.

— Mein Gott! riefen die Knaben wie aus einem Munde.

— Ihr seid einen ganz falschen Weg gegangen, fuhr der Tiefäugige fort.

— Wir haben heute noch nichts genossen, sagte Wilibald.

— Wir sind auch so müde und können nicht noch einmal sechs Stunden zurückgehen, fügte Edgar hinzu.

— Das ist schlimm, doch wird wohl Rath zu schaffen sein.

— O, helfen Sie uns, mein Herr! Wir sind aus der Residenz. Verschaffen Sie uns einen Wagen, der uns nach derselben zurückbefördert. Unsere Eltern werden Sie reichlich belohnen.

— Das ist ganz gut. Aber Ihr müßt eine Strecke mit mir gehen, damit wir einen Wagen bekommen können.

— Das wollen wir gern.

— So kommt.

Der Mann ging voraus. Er sprach kein Wort mehr. Hätten die Knaben aber seine Gedanken errathen können, sie würden sich lieber dem dunklen, gespensterhaften Walde anvertraut haben, als diesem Manne.

Sie waren etwa eine Stunde so fortgewandert, als ihr Führer sagte:

— Wir sind sogleich an einem Orte, wo wir einen Wagen bekommen können. Tretet

einstweilen in diese Hütte. In dieser Gegend ist es nicht sicher. Die Wölfe schleichen hier herum.

Edgar hatte diese Benennung schon einmal aus Franzis' Munde gehört. Er sagte jetzt:

— Das sind wohl Räuber und Mörder, die Wölfe?

— Ja, sagte der Mann widrig lachend, es sind schlaue und gefährliche Bursche.

Damit wies er die Knaben in eine Hütte, die in geringer Entfernung vor ihnen lag.

Sie befanden sich in einem sanft abwärts fallenden Thale. Die Hütte war an die Böschung der einen Seite angelehnt.

Wir erkennen den Ort, an den wir den gütigen Leser schon einmal geführt haben.

Es ist Ethna-Belu, der Versammlungsplatz der Zigeuner.

Die beiden Knaben traten in jene Hütte, in welcher eine Thür auf den dunklen Gang und in die unterirdischen Gemächer führte.

Es war dunkel in der Hütte. Die Knaben bemerkten keinen Menschen in derselben und doch glaubten sie zuweilen flüsternde Stimmen zu vernehmen.

Wilibald schmiegte sich an Edgar und sagte:

— Mir ist so bange, Edgar.

Edgar antwortete nicht; aber auch ihm war sehr ängstlich zu Muthe.

Jetzt hörte man eine Thür sich bewegen, ohne daß mehr Licht in die Hütte gekommen wäre. Dann fühlten sich die beiden Knaben ergriffen und fortgetragen.

Sie stießen einen Schrei aus; man hielt ihnen den Mund zu.

Dann wurden sie wieder auf die Füße gestellt. Vor sich sahen sie eine geöffnete Thür, die zu einem hellen Gemach führte.

— Was war das, Wilibald? fragte Edgar.

— O mein Gott, Edgar, wir sind gewiß unter Räubern.

— Man trug uns fort.

— Durch die Luft, schien es. Dies ist am Ende ein Zauberschloß.

— Wie in dem schönen Märchen von Saïd in der Wüste.

— Ich begreife das Alles nicht.

— Laß uns hier hineingehen.

— Gehe nicht hinein, sie tödten uns, sagte Wilibald angstvoll. Wir wollen fliehen.

Die beiden Knaben hatten diese Unterhaltung mit leiser Stimme geführt. Sie wandten sich um, einen Ausweg zur Flucht suchend.

In demselben Augenblicke sahen sie vor sich einen sehr ehrwürdigen Mann mit weißem Haar, der freundlich zu ihnen sagte:

— Tretet ein, Ihr Herren. Ihr seid hungrig — man wird Euch speisen. Ihr seid durstig — nicht soll es am besten Weine fehlen. Warum zögert Ihr? Euch soll kein Haar gekrümmt werden, so Ihr thut, was man Euch heißt.

— O, lieber Herr, sagte Wilibald, tödtet uns nicht.

— Habt keine Sorge, sagte der Mann lächelnd; Ihr werdet Eure Eltern gesund wiedersehen.

Die Knaben schritten zagend in den erleuchteten Raum, in welchem sich außer dem alten Manne Niemand befand.

Sobald derselbe aber in die Hände klatschte, erschienen zwei Mädchen von eigenthümlicher Schönheit und setzten Früchte, die sie in Schaalen von schön gebranntem Thon mit allerlei Figuren trugen, auf den Rand des Brunnens, der sich in der Mitte des Raums befand. Dann gingen sie hinaus und brachten zwei Becher mit Wein und zwei schöne Brode. Darauf zum dritten Male brachten sie kleine Teller mit allerlei Fleischspeisen. Das Alles setzten sie auf den

Rand des Bassins nieder, denn ein Tisch war nicht da.

Dann traten die Mädchen den Knaben näher und neigten sich vor ihnen, während sie die Arme über die Brust kreuzten. Indem sie sich aufrichteten, ergriffen sie die Hände der Knaben, um sie zu den aufgetragenen Speisen zu führen, und nachdem sie schweigend auf dieselben gedeutet, schritten sie aus dem Raum.

Einen Augenblick zögerten die Knaben. Wilibald warf Edgar einen Blick zu, der ihn aufforderte, zuzugreifen. Edgar bemerkte jetzt, daß sie ganz allein waren. Auch der Greis war verschwunden.

— Wir wollen essen, Wilibald.

— O, ich habe argen Hunger.

— Diese Pflaumen sehen köstlich aus.

— Und dieser Braten schmeckt delikat.

— Hast Du schon von dem Wein getrunken?

— Nein.

— So koste ihn. Ich habe noch nie so guten Wein getrunken.

Eine Pause folgte, in welcher die Knaben sich eifrig mit Essen beschäftigten.

Dann sagte Wilibald, indem er den Rest von dem Weine trank:

— Ich habe nie so gut gegessen, wie heute, Edgar. Wenn ich nur wüßte, wo wir sind. Sieh doch diese sonderbaren Vorhänge und wie merkwürdig sahen die Mädchen aus, die uns alle die guten Sachen brachten.

— Sie waren sehr schön, Wilibald.

— Pah! Mir gefielen die Früchte, der Wein und die Fleischspeisen besser. Die Mädwaren so braun, wie die Heiden sind, die an keinen Gott glauben.

Wilibald hatte den letzten Apfel verzehrt. Alle Angst schien bei ihm verschwunden zu sein; wenigstens hatte das Gefühl der befriedigten Eßlust für den Augenblick jedes andere unterdrückt.

— Ich bin so müde, Edgar, sagte er jetzt. Wenn ich nur wüßte, wo ich schlafen könnte.

In diesem Augenblicke traten jene beiden Mädchen wieder ein.

Sie verbeugten sich von Neuem vor den Knaben und bedeuteten sie dann, ihnen zu folgen. Sie führten sie in ein kleines Gemach und bereiteten dort vor ihren Augen ein sehr einladendes Lager.

Dann verschwanden sie ebenso stumm, wie sie gekommen waren.

Während die beiden Knaben mit so gutem Appetit ihre Abendmahlzeit hielten, waren sie von zwei Männern beobachtet worden, die sich in einem der Seitenkabinette befanden, von denen der Hauptraum dieser unterirdischen kleinen Stadt rings umgeben war.

Diese beiden Männer waren einen Augenblick später gekommen, als die beiden Knaben. Wir erkennen in ihnen Franz Wenger und den braunen Klaus.

Der Letztere hatte mehrere Befehle in Bezug auf die Knaben gegeben und sagte dann:

— Wir wollen uns die Bursche einmal ansehen.

— Was gedenkt Ihr mit ihnen anzufangen? Ihr müßt sie doch nach Jägersburg schicken.

— Ihr seid mir der Rechte, sagte der Zigeuner achselzuckend. Wißt Ihr, daß diese Knaben tausend Dukaten werth sind?

— Wie so?

— Wir behalten sie hier, theilen den Eltern unter der Hand mit, daß wir im Stande wären, ihnen ihre Kinder zu verschaffen, wenn sie eine Lösungssumme zahlten, und man wird uns noch mehr Gold bieten, als wir verlangen.

Franz entgegnete nichts. Seit er in Folge

der seltsamen Wendung, die sein Schicksal genommen hatte, mit diesen abenteuerlichen Menschen verkehrte, hatte er Manches gesehen, was sein besseres Gefühl für verwerflich halten mußte.

Er kam soeben mit dem Häuptling der Zigeuner von der Versammlung der Wölfe. Es ist dies dieselbe Nacht, in welcher der schwarze Teufel seinen Tod fand und in welcher der Freiherr Alphons von Frensburg von Quesnoy und dessen Mordgesellen angefallen wurde.

Franz bebte vor seiner Gemeinschaft mit diesen Leuten zurück. Aber er wußte keinen anderen Weg, um ungesehen, ungekannt in Arabella's Nähe bleiben zu können.

Und doch mußte er bleiben.

Er hatte sich für stärker gehalten, als er wirklich war. Sein Entschluß, von Arabella's Liebe zu lassen, war hervorgegangen aus der edelmüthigen Anerkennung des weiten Abstandes von ihm zu ihr.

Er konnte entsagen, weil er durch diese schöne Regung alles Andere unterdrückte. Aber dieses Land zu verlassen in einer Zeit, wo tausend Gefahren ihr, die der verhaßten Aristokratie angehörte, drohten, das vermochte er nicht.

Er faßte schwärmerisch seine Mission nun ganz anders auf, er hielt es für seine erste, heiligste Pflicht, Arabella und ihren Vater vor allem Unheil zu schützen.

In dieser schönen Schwärmerei fühlte sich Franz glücklich und voll Thatkraft. Er hatte ein ganz bestimmtes Ziel und das verleiht stets Spannung und Kraft.

Sie allein vermochte ihn auch, unter diesen Menschen zu leben. Sie boten ihm tausend Hülfsmittel und Wege, seine Zwecke zu fördern, die nur ihre körperliche Gewandtheit, ihre schlaue Berechnungsgabe und Benutzung aller Umstände herzustellen im Stande war.

Franz trat mit dem braunen Klaus an ein kleines Glasfenster, welches aus jenem Seitengemache einen Blick über die Rotunde gestattete.

Sobald Franz die jungen Kavaliere erblickt hatte, rief er:

— Was sehe ich? Dieser junge Bursche!

— Was ist Euch? fragte Klaus. Ihr werdet bleich.

— Diesen Burschen kenne ich, murmelte Franz. Er ist schuld an all dem Elend —

— Ihr kennt diese Burschen? entgegnete der braune Klaus. Nun, so könnt Ihr mir sagen,

ob ihr Vater wie eine saftige Citrone oder wie eine vertrocknete Dattel ist.

— Ich verstehe Euch nicht.

— Ich meine, ob man ihn pressen kann, daß der edle Saft fließt oder nicht.

Der Zigeuner begleitete diese Worte mit einem unangenehmen Lächeln.

Franz aber sagte:

— Davon weiß ich nichts. Aber jener Bursche hat mir einen Stich in den Arm gegeben, den ich noch sehr wohl fühle. Er war wie ein kleiner Teufel.

— So wart Ihr handgemein mit ihm?

— Ich erzähle Euch das ein andermal, sagte Franz abbrechend. Jetzt möchte ich ruhen.

13.

Hofgeschichten.

Die nächsten Tage, welche den von uns in zwölf Kapiteln geschilderten Begebenheiten folgten, zeigten unter der „guten Gesellschaft" der kleinen Residenz, in welcher unsere Erzählung spielt, eine ungewöhnliche Erregtheit und Leb-

haftigkeit des Verkehrs, die ihren Grund in den vielfachen aufregenden Thatsachen haben mochte, von deren Besprechung damals diese Kreise der Gesellschaft erfüllt waren.

Dieser Thatsachen waren viele.

Der Graf Westhall, ein sonst in hohen Ehren stehender Mann, der eine der ersten Hofchargen bekleidet und der Meister jenes Geheimbundes gewesen war, war des Hochverraths dringend verdächtig.

Ein vom Fürsten besonders ernanntes Ritterschaftsgericht war im Begriff, die Untersuchung dieser peinlichen Angelegenheit zu übernehmen.

Freiherr Alphons von Frensburg war nächtlicher Weile überfallen und nur dadurch gerettet worden, daß er seine beiden Gegner tödtete.

Die Nachrichten aus dem Waldlande lauteten höchst beunruhigend. Die Ermordung eines fürstlichen Jägers und jene Begebenheit zu Jägersburg gaben Vieles zu sprechen.

Endlich waren zwei hochgestellte Familien wegen des Verschwindens der beiden Pagen des Fürsten in tiefe Betrübniß versetzt und die genauesten Nachforschungen hatten bis jetzt keine Spur zur Aufhellung des unbegreiflichen Zusammenhangs gegeben.

Während so durch Begebenheiten, die die Stadt und das kleine Land speziell interessirten, die Gemüther in eine gewisse Unruhe versetzt worden waren, hatten sich auch in der politischen Lage Deutschlands große Veränderungen zugetragen.

Am 19. August hatte die Armee des Herzogs von Braunschweig die Grenzen Frankreichs überschritten, um die Rechte der Dynastie Ludwigs XVI. zu wahren.

Die Augen von ganz Europa hingen an dieser Armee und ihrem Führer. Die Grenzländer Deutschlands aber blickten mit zitternder Erwartung auf dieses Heer, an dem ihre ganze Hoffnung hing.

Bis jetzt hatten die österreichischen und preußischen Truppen das Fürstenthum noch wenig berührt. Nur eine kurze Zeit hatte ein Seitenkorps den südlichsten Theil desselben auf dem Durchmarsche besucht. Man mußte indessen voraussehen, daß jede rückgängige Bewegung der Armee das Land berührte und in ihrem Verlaufe entweder preisgab oder festzuhalten suchte. Im ersteren Fall wurde es der Schauplatz des Krieges, im anderen Falle war es ohne Schutz gegen die im Elsaß stehende französische Armee.

Fürst Karl und sein Hof konnten sich keine Illusionen mehr machen, wie die Bevölkerung zu der Revolution stand; sie wußten, daß man Frankreichs Heer erwartete, um ein längst verhaßtes Joch abzuschütteln, um vor allen Dingen jene feudalen Institutionen zu zerstören, die dem Adel ein so großes Uebergewicht über die übrigen Volksklassen verliehen und deren ganze Last diesem Volke in Folge moderner Aufklärung bewußt geworden war.

Es gab vielleicht ein Mittel, jener Eventualität zuvorzukommen und die Forteristenz des adligen Prinzips zu sichern. Dies war das freiwillige Aufgeben eines Theiles jener Vorrechte.

Wir haben oben in dem Convent des Geheimbundes, den wir als den Ausdruck der Anschauung der Edelleute damaliger Zeit betrachten können, gesehen, wie wenig man geneigt war, jenes Mittel zu ergreifen.

Man glaubte an den Sieg der Coalition und traute dem Volke trotz aller drohenden Zeichen kein energisches Handeln in Masse zu.

Man spielte an einem Abgrunde, dem man mit lächelndem Antlitz näher und näher kam.

Indessen hatten die Vorgänge im eigenen

Lande den Fürsten Karl zu energischen Maßregeln veranlaßt.

Der Marquis von Souveny hatte die Gestellung eines kurfürstlichen Contingents von zweitausend Mann bewirkt, die im Verein mit einem fürstlichen Corps von gleicher Stärke jenen Waldbistrikt besetzen sollten, dessen Mittelpunkt Schloß Jägersburg bildete. Ein Theil dieser Truppen war bereits in seine Cantonnements längs der Südgrenze dieses Distrikts eingerückt und die dort an der Spangenbrück'schen Grenze liegenden Dörfer waren mit Soldaten gefüllt.

Den Mittelpunkt dieser Linie bildete die kleine Festung Steinfels, deren Besatzung verstärkt war und in welcher der General von Troppen, der Kommandirende des vereinigten Contingents, mit seinem Stabe Quartier genommen hatte.

Steinfels lag unfern der Spangenbrück'schen Grenze, zwischen der Abtei St. Johann im Kurfürstenthum Lard und dem Schlosse Neugrund im Fürstenthum Spangenbrück, in einem vorspringenden Theile des M.'schen Gebietes.

So standen die Dinge, als die nachfolgenden Begebenheiten am 25. August sich zutrugen.

Die große Thurmglocke des Schlosses hatte zwölf Uhr geschlagen. Anna Belfront befand

sich in bereits so früh vollendeter Toilette in ihrem Zimmer. Sie hielt ein Papier in der Hand, auf dem ihr Blick mit einem Ausdrucke stolzen Triumphes ruhte.

Dieses Papier war mit dem großen Staatssiegel und der Unterschrift des Fürsten versehen. Es enthielt die Ernennung Anna Belfronts zur Gräfin von Klingenburg, nebst Verleihung dieser Stadt und fünf benachbarter Dörfer zum Lehen für sie und ihre Nachkommen.

Anna Belfront, die, wie wir wissen, die Gattin eines Mannes gewesen war, dessen Vater die Stelle eines Kastellans im Arnsdorf'schen Hause bekleidete, war durch diese Verfügung an Reichthum und Rang den ersten Familien des Landes gleichgestellt. Sie, die ehemalige Kammerdame der Prinzessin Sophie, welche Obliegenheit sie aber auf den ausdrücklichen Wunsch der Prinzessin nie hatte erfüllen dürfen, war jetzt eine hochgebietende Frau, vor der Jeder den Hut abnahm, der ein Anliegen oder ein Geschäft bei Hofe hatte.

Wir wundern uns nicht, daß über Anna's Züge ein triumphirendes Lächeln flog, wenn sie daran dachte, wie sehr ihre Standeserhöhung den ihr verhaßten Adel verletzte und demüthigte.

Jetzt näherten sich dem Gemach rasche Schritte und der Fürst trat ein.

Er betrachtete lächelnd die vor ihm stehende Frau. Dann fragte er, indem er auf sie zuschritt:

— Ist Anna mit mir zufrieden:

— O, mein Karl, erwiederte das schöne Weib, während sie ihr Haupt an seiner Schulter barg; verzeihe mir, daß Thränen der innigsten, tiefsten Rührung meine Antwort sind.

Der Fürst hob sanft das schöne Haupt empor. In Anna's Augen standen Thränen.

— Warum so ernst und weich, Frau Gräfin? fragte er scherzend. Der heutige Tag, wo Du mein Weib wirst, verlangt ein freudiges, sonnenhelles Auge.

— Soll nicht auch die Freude ihre Thränen haben, mein Karl? O, diese Thränen sind so süß! Du willst mich heute mir selbst wiedergeben und mich von jedem Flecken rein waschen. Heute werde ich Deine Schuldnerin für ewig.

— Sei der Schuldbrief unsere Liebe, Anna. Auch mein Gefühl ist heute ein herrliches, erhebendes. Freude zu bereiten ist süß.

Anna hatte die Hand des Fürsten ergriffen und zog ihn zu sich auf das Polster.

— Ich habe die Pferde auf vier Uhr bestellt, Anna, sagte der Fürst.

— Ich werde bereit sein.

— Soeben ist das Urtheil über Arnsdorf gesprochen worden.

— Und wie lautet es?

— Auf Verlust des Adels, Konfiskation seiner Güter und sechsjährige Festungsstrafe.

— Hast Du es bestätigt?

— Mit Modifikationen. Ich habe die beiden ersten Punkte gestrichen und die Festungsstrafe auf zwei Jahre ermäßigt. Er wird mit uns nach Steinfels gehen. Den Bitten meiner Anna hat er es zu danken, daß jenes Mädchen mit ihm geht.

— Und ihr alter Vater?

— Hat es beharrlich abgelehnt, sie zu begleiten.

— Wie ist es mit dem Hauptmann von Waldringer?

— Ich habe auf Deinen Wunsch die Sache niedergeschlagen. Indessen bleibt er seines Amtes entsetzt.

— Ich danke Dir, mein Karl.

— Souveny ist nach Lard gereist, um den Marsch des kurfürstlichen Contingents zu be-

schleunigen. In wenig Tagen sind wir hoffentlich zu Ende mit den Truppenmärschen.

— Du wirst morgen in Steinfels Revüe halten?

— Ja wohl. Es werden dreitausend Mann am Fuße des Steinfels konzentrirt sein. Doch nun muß ich gehen, Anna. Also um vier Uhr.

— Um vier Uhr.

Der Fürst ging.

Anna durchschritt mehrere Male das Zimmer. Wieder lag jenes Lächeln des Triumphes auf ihren Zügen.

Anna hatte viel erreicht.

Sie war es, die den Grafen Westhall in den Verdacht des Hochverraths so geschickt gebracht hatte. Sie hatte jenen Anfall auf das Leben Frensburgs veranlaßt und ihr lästiges Werkzeug, Quesnoy, war dabei vernichtet worden. Er konnte nicht mehr Dinge reden und verlangen, die ihr gefährlich werden konnten. Zugleich war Alphons von Frensburg so schwer verwundet, daß er noch darniederlag an einem heftigen Wundfieber, welches in Folge der übermenschlichen Anstrengungen eingetreten war. Sie selbst aber wurde in wenigen Stunden in Steinfels heimlich die Gemahlin des Fürsten.

Anna hielt alle Zeugen ihrer Vergangenheit für vernichtet. Ihre Zukunft schien ihr so sicher, wie es die Zukunft eines Menschen sein konnte.

Was blieb ihr noch unerreichbar?

Das Kind, welches sie unter dem Herzen trug, wurde als der legitime Sproß des Fürsten geboren.

Sollte dieses Weib mit ihrer genialen Intrigue, mit ihrer gewissenlosen Energie jener hohen Gewalt unerreichbar sein, welche über die Thaten der Menschen wacht, der göttlichen Gerechtigkeit?

Vielleicht kommt ein Tag, wo sie mit Entsetzen sieht, daß das Gebäude der stolzen Eigenliebe wankt, weil es auf Verbrechen gegründet ist. Vielleicht ist dieser Tag näher, als ihr von dem Vertrauen auf die Unwandelbarkeit des Schicksals, welches sie bisher mit den reichsten Gaben überschüttet hat, verblendetes Auge sehen kann.

Die rächende Nemesis vergißt keine finstere That, Keinen, der sie verübt hat, und wenn er sich auch stützt auf die herrlichsten Gaben, welche die Natur oft zum schwärzesten Gegentheil ursprünglicher Bestimmung verliehen zu haben scheint.

Die Schloßuhr schlug vier Uhr.

Reich vergoldete Wagen hielten vor dem Hauptportale des Schlosses. Der Fürst und Anna bestiegen den ersten, indeß reich galonnirte Lakaien den Schlag hielten.

Die Wachen am Thore salutirten, als fünf Wagen in einer Reihe, besetzt von hohen Offizieren und Hofbeamten, den Schloßhof verließen.

Man fuhr nach Steinfels, um eine Revüe über die dort konzentrirten Truppen abzuhalten.

In einem Flügel des Schlosses standen die Prinzessin Sophie und Arabella von Westhall und sahen der prunkvollen Abfahrt zu.

Der Ausdruck tiefen Unmuths lag auf dem Antlitz der Prinzessin. Der Fürst hatte in einer langen Zwiesprache seiner Schwester sein Vorhaben, Anna Belfront zu seiner Gemahlin zu erheben, mitgetheilt. Die Prinzessin hatte Alles aufgeboten, ihn von dieser Unklugheit abzubringen; aber sie gab endlich ihre Einwilligung, weil sie einsah, daß Fürst Karl in seiner unseligen Verblendung keine Gründe anerkannte.

Allein dieser Schritt ihres Bruders erfüllte sie mit ernstlicher Besorgniß. Sie sah ein, wie der Adel, die einzige Stütze der Dynastie, ihn

aufnehmen würde. Sie wußte, welche Verwickelungen daraus, den Nachbarfürsten gegenüber, entstehen konnten.

Sie hatte kein Wort von dieser Angelegenheit zu Arabella gesprochen, da sie zu zartfühlend war, ihr gegenüber so delikate Verhältnisse zu berühren, und da die Ehe des Fürsten vorläufig ein Geheimniß bleiben sollte.

Auch Arabella's Züge zeugten von tiefem inneren Leiden. Eine durchsichtige Bläße war an die Stelle der sonst so blühenden Farbe ihres Gesichts getreten. Der Glanz ihrer Augen erschien krankhaft erregt, die Bewegungen ihres Körpers waren langsam, erschlafft.

Diese Rose hatte der erste Sturm geknickt.

Seit jenem unseligen Tage hatte sie Franz wie einen Todten betrachtet. Seit jenem Tage hatte sie es verlernt, zu weinen. Ein starrer, heißer Schmerz durchwühlte ihre Brust. Noch war der Augenblick nicht gekommen, wo der Krampf des Herzens sich in linde Wehmuth löst.

Arabella war eine kraftvolle, energische Natur. Ihr erster großer Schmerz konnte nicht anders als maßlos heftig sein.

Die Prinzessin wandte sich vom Fenster ab und sagte:

— Wieder dieſe Traurigkeit, Arabella?

— O, laſſen Sie mich, Durchlaucht!

— Nein, Geliebte, ich will nicht nachlaſſen, Sie aus dieſem Sichgehenlaſſen zu reißen. Ihr reiches, ſchönes Daſein verwelkt in dieſem abzehrenden Grame, der ein großes Unrecht enthält. Arabella, Sie haben ſo viel Gutes genoſſen auf dieſer Welt des Elends, wollen Sie dagegen unempfindlich ſein? Es iſt ein großer Schmerz, ich glaube es, ich weiß es. Aber haben Sie ein Recht, Ihre Geſundheit ſelbſt zu zerrütten? Kommen Sie, Kind; ein Gang durch den Park wird Ihnen wohl thun.

Arabella folgte willenlos. Die beiden Damen verließen ohne Begleitung das Schloß durch eine Hinterthür und befanden ſich bald unter den duftigen Bäumen des Parks, deren Anblick dem Auge ſo wohl thut, wenn es viel Thränen vergoſſen hat.

— Laſſen Sie die herrliche Natur zu Ihrem Herzen ſprechen, ſagte die Prinzeſſin. Gott hat uns ja dies herrlichſte Linderungsmittel unſerer Schmerzen gegeben. Die wunderbare Harmonie ſeiner Schöpfung löſt jeden Mißlaut in unſerem Innern auf.

Arabella blieb jetzt stehen und sagte, indem sie den Blick zu ihrer Begleiterin erhob:

— O, wie gut sind Sie, Durchlaucht. Aber das ist es nicht, was an mir nagt; es ist nicht der Schmerz, daß ich ihn verloren habe, sondern vielmehr das quälende Bewußtsein, ihn aus seiner Sphäre herausgerissen zu haben, um ihn unbewußt einem frühen Tode entgegen zu führen. Das, Durchlaucht, kann ich nicht vergessen, weil es eine schwere, entsetzliche Schuld ist.

— Sie sind ungerecht gegen sich selbst, Arabella. Sie wollen alle Schuld allein auf Ihre Schultern nehmen. Das macht Ihrem edlen Herzen alle Ehre, aber es enthält eine große Ungerechtigkeit.

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch der beiden Damen unterbrochen.

Zwei Personen kamen ihnen entgegen, eine tief verschleierte Dame und ein ältlicher Herr, der, sobald er die Prinzessin erkannte, sich tief verneigte. Die verschleierte Dame aber hatte einen durchdringenden Blick auf Arabella geheftet.

Als die beiden Damen vorüber waren, fragte sie hastig:

— Wer war die junge Dame, Waller?

— Ich kenne sie nicht, Gnädigste.

Waller — denn er und Elisabeth waren die beiden Personen — sagte dies mit etwas unsicherer Stimme.

— O doch, Waller. Sie kennen das Mädchen. Sprechen Sie, war es Arabella?

Elisabeth zitterte bei diesen Worten vor Aufregung.

— Um Gotteswilleu, beruhigen Sie sich, gnädige Frau! bat Waller. Diese Tage haben Ihnen so viel Aufregung gebracht.

— Es ist wahr, diese Tage, wo ich Alles wiedersah, was mir einst theuer — theurer als mein Leben war, sie haben arg an mir gerüttelt. Doch meine Frage, Waller; warum antworten Sie mir nicht?

— Elisabeth, fassen Sie sich! Ich flehe Sie an!

Aber Elisabeth blieb stehen und wie im Krampf faßte sie Wallers Arm, indem sie mit gepreßter Stimme sagte:

— Geben Sie mir Antwort! War dies Arabella?

— Es war Ihre Tochter, Elisabeth.

— O, mein Gefühl hat es mir gesagt, sagte Elisabeth erregt. Wie sie so schön ist, meine Tochter!

Aber plötzlich fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen und stieß einen Schrei aus.

Waller sah sie wanken und fing sie in seinen Armen auf.

Die Prinzessin und Arabella waren noch nicht so weit entfernt, daß sie den Schrei nicht hören konnten.

— Ich glaube, dieser Dame ist etwas zugestoßen, sagte die Prinzessin.

Arabella flog zurück. Langsamer folgte die Prinzessin. Arabella langte fast in dem Moment an, wo Waller Elisabeth in seinen Armen auffing.

Sie trat erröthend zu Waller und sagte:

— Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich, eine Fremde, bei diesem Unglücksfall meine Hülfe anbiete. Erlauben Sie, daß ich diese Dame unterstütze.

— Sie sind zu freundlich, meine Gnädigste, sagte Waller verbindlich. An mir ist es, um Verzeihung zu bitten, wenn ich Ihre so freundlich dargebote Hülfe annehme. Mein Wagen hält vor jener Thür. Wollen Sie so lange sich der Sorge für die unglückliche Dame unterziehen, so eile ich, meine Dienerschaft zu holen und sie in den Wagen zu bringen. Ich selbst bin Arzt

und kenne diese Zufälle. Ruhe ist die beste Arzenei.

Arabella ließ nach diesen Worten die Fremde sanft auf den Rasen gleiten. Waller hatte sich eiligst entfernt. Die Prinzessin war unterdessen herangetreten.

Die beiden Damen zogen den dichten Schleier von dem Antlitz der Fremden und rieben ihre Stirn mit stärkenden Essenzen, die sie in kleinen Flacons bei sich führten.

Noch ehe Waller die Gartenthür erreicht hatte, vor der sein Wagen hielt, öffnete Elisabeth die Augen.

Ihr Blick fiel auf die Prinzessin, welche gerade vor ihr stand. Arabella dagegen sah sie nicht, da diese ihr zu Häupten kniete.

Sie versuchte sich zu erheben und sagte mit leiser Stimme:

— Was ist mit mir geschehen.

Beim Klange dieser Stimme, die von einem tiefen Wohllaut war, warf die Prinzessin einen durchdringenden Blick auf die Sprecherin.

Dann sagte sie für sich:

— Sollte ich mich täuschen? Das wäre seltsam — Elisabeth hier?

In diesem Augenblicke sah sie Waller kommen.

Sie ging ihm entgegen und sagte:

— Mein Herr, diese Dame ist Elisabeth von St. Juste.

— Ja wohl, Durchlaucht.

— Die junge Dame ist die Gräfin Arabella von Westhall.

— Ich weiß es, Durchlaucht.

— Mein Herr, ich bitte Sie, Elisabeth möglichst schnell zu entfernen. Dieses Wiedersehen!

Ueber Wallers Züge flog ein bitteres Lächeln.

— Sie meinen, sagte er, daß es nicht gut wäre, wenn sich Mutter und Tochter kennen lernten.

— Unter diesen Umständen bin ich allerdings der Meinung.

— Ich ehre Eurer Durchlaucht Ansicht. Aber ich glaube, es ist zu spät.

Die Prinzessin wandte sich um.

Elisabeth von St. Juste war aufgesprungen und hielt die erröthende Arabella fest umschlossen, indem sie mit bebender Stimme rief:

— Arabella, mein Kind, ich sehe Dich wieder!

— Lassen Sie dem Mutterherzen einen Augenblick diese Seligkeit, sagte Waller leise zu der Prinzessin. Sie hat einen Jugendfehler durch ein Leben voll Reue und Qual gesühnt.

Dann trat er auf die seltsame Gruppe zu und sagte, Elisabeths Schulter leicht berührend:

— Gnädige Frau, Sie sind beobachtet.

Elisabeth schien sich jetzt zu besinnen, wo sie war.

— Kehrt zum Wagen zurück! befahl Waller seinen Leuten, die herankamen.

Dann trat er auf Elisabeth zu und sagte:

— Wenn es Ihnen gefällig ist, gnädige Frau!

Elisabeth hatte Arabella losgelassen. Sie stand einen Schritt vor ihr und betrachtete sie mit leuchtenden Blicken. Bei den letzten Worten Wallers schrak sie zusammen. Ein leichtes Roth färbte ihre blassen Wangen. Sie trat auf Arabella zu und erfaßte ihre Hand, indem sie sagte:

— Verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein!

Dann wandte sie sich ab, verbeugte sich gegen die Prinzessin und nahm schweigend den Arm ihres Begleiters. Wenige Minuten darauf war sie den Blicken der beiden Damen entschwunden.

— Welch' sonderbarer Auftritt, Durchlaucht! sagte Arabella.

— Diese arme Frau ist wahnsinnig, erwiederte die Prinzessin kurz.

— Aber sie sprach so vernünftig — o, so schöne Worte — sie nannte mich bei Namen. Kennen Sie diese Dame?

— Ihren Namen kenne ich nicht, doch habe ich sie öfter gesehen.

— Und Sie wissen bestimmt, daß sie wahnsinnig ist?

— Dieser Herr, der Arzt ist, sagte es mir.

— In ihrem Auge lag kein Wahnsinn, nur ein tiefer, unendlicher Schmerz.

— Lassen wir dies kleine Abenteuer, meine Liebe. Es ist dies eine Folge der Liberalität meines Bruders, der Jedem den Eintritt in den Garten gestattet. Diese Freiheit wird oft mißbraucht.

Wenige Stunden, nachdem diese Vorgänge im Schloßgarten der Residenz eingetreten waren, langten die fürstlichen Equipagen in Steinfels an.

Der General von Troppen, umgeben von den Offizieren seines Stabes, empfing den Fürsten an dem Festungsthore, nachdem schon eine Abtheilung berittener Offiziere den Wagen eine Stunde vor Steinfels eingeholt und bis dahin eskortirt hatte.

Der Fürst begab sich sogleich in sein Zimmer

und hatte eine längere Unterredung mit Herrn von Troppen, die sich auf militärische Gegenstände bezog.

Um neun Uhr war die Burgkapelle erleuchtet. In aller Stille begaben sich zwei Edelleute und zwei Damen des Hofes, die Herren von Löwenstein und von Gleichen, sowie die verwittwete Gräfin Baldenrieth und die Gemahlin des letzgenannten Herrn in dieselbe.

Eine Viertelstunde später erschien der Fürst, Anna an der Hand führend.

Die Ceremonie war kurz. Der Geistliche las die Trauungsformel und dann wurden die Ringe gewechselt.

Aber in dem Augenblicke, wo dies geschah, sprang eine der Scheiben an dem Chorfenster der Kapelle und die Scherben fielen klirrend zu Anna's Füßen.

Anna's Augen hoben sich blitzschnell zu jener Stelle. Der Ring entfiel ihrer Hand. Mit einem Schrei sank sie zu Boden.

Sie allein hatte an jenem Fenster ein Gesicht gesehen, welches sie wohl kannte, ein Gesicht, aus welchem alle Qualen eines tiefen Hasses, einer vernichtenden Verzweiflung sprachen.

An jenem Fenster hatte Franzis Belfront gestanden, als sein ehemaliges Weib die Gemahlin des Fürsten wurde.

Die Anwesenden starrten entsetzt auf das Schauspiel, was sich ihnen darbot. Nur der Fürst schien von diesem Zwischenfalle wenig berührt zu sein.

Er hob rasch den Ring auf und steckte ihn an Anna's Finger. Dann sagte er leichthin:

— Der Wind muß eine der morschen Scheiben zerbrochen haben. Die arme Anna hat sich sehr erschreckt.

Die Damen drängten sich um Anna und versuchten sie wieder ins Leben zu rufen. Der Fürst bat einen der anwesenden Kavaliere, Anna mit forttragen zu helfen. Sie ward bewußtlos nach ihren Gemächern gebracht. Um alles Aufsehen zu vermeiden, blieben blos die beiden Damen bei ihr, indeß die Herren sich zu dem auf zehn Uhr bestellten Souper begaben.

Der Fürst war indessen von jenem Vorfalle unangenehmer berührt, als er sich gestehen wollte. Er verließ schon um elf Uhr die Gesellschaft, die sehr laut war, und begab sich zu Anna.

Er fand sie bei vollem Bewußtsein, halb angekleidet in einem Sessel sitzend. Die Damen

hatten sich auf ihren Wunsch soeben zurückgezogen.

Als der Fürst eintrat, erhob sich Anna und ging ihm lächelnd entgegen.

— Verzeihung, Geliebter, sagte sie — diese dumme Ohnmacht — aber die Aufregung dieses Tages und mein Zustand — Du mußt es mir zu Gute halten, mein Freund.

— Ich schätze mich glücklich, Anna, daß der unangenehme Fall ohne Folgen für Dich vorübergegangen ist.

— Wir Frauen sind einmal schwach; Freude sowohl wie Schmerz überwältigen uns.

— Doch diese Schwäche ist Eure Stärke, sagte der Fürst lächelnd, indem er seine Gemahlin zärtlich umschloß.

Doch wie war es möglich, daß Franzis Belfront in dem Augenblicke am Fenster der Kapelle erschien, wo Anna's Hand den Ring empfing, der ein Zeichen sein sollte von der Treue des Fürsten?

Wir wissen, welche Qualen dieser unglückliche Mensch erduldete. Wenn nun auch die Vermählung des Fürsten offiziell ein Geheimniß blieb, so verhinderte dies doch nicht, daß man der plötzlichen Reise nach Steinfels eine andere

Bedeutung unterschob, als eine bloße Besichtigung der Truppen. Mochte nun ein derartiges Gerücht zu Franzis' Ohren gedrungen sein oder hatte ihn blos das Verlangen, Anna zu sehen, nach Steinfels geführt — kurz, er wußte es zu bewerkstelligen, daß er an demselben Tage auf der Festung eintraf.

Er hatte einen Bekannten unter der Besatzung. Unter dem Vorwande, diesen zu besuchen, gelang es ihm, sich Eingang zu verschaffen. Die Kapelle lag mit dem einen Ende an den Wall gelehnt und es konnte Franzis leicht gelingen, hier bis zu den ziemlich hohen Fenstern zu klettern. Er hatte vor dem Theile des Schlosses gestanden, in dem die hohen Herrschaften Quartier genommen hatten, vielleicht um Anna noch einmal zu sehen, und hatte sie durch das offene Thor am Arm des Fürsten vorübergehen sehen, während zugleich die Lichter in der Kapelle angezündet wurden.

Eine dunkle Ahnung, was geschehen werde, hatte ihn vermocht, die Mauer zu ersteigen. In dem Momente aber, wo die Ringe gewechselt wurden, hatte seine glühende Leidenschaft ihn übermannt und er in einem Anfall von Raserei das Fenster vor sich zertrümmert.

Dann war er hinabgesprungen. Hätte man sogleich nachsehen lassen, man hätte ihn dort noch stehend gefunden, wie er, die blutende Hand gegen die Stirn gepreßt, der qualvollen Vorstellungen nicht Herr werden konnte, die sein Gehirn durchwühlten.

Unterdessen gaben in einem andern Theile des Schlosses die dort versammelten Offiziere einer tobenden Lustigkeit Raum.

Dem Baron von Gleichen, der unter ihnen saß, ward ein Brief übergeben, der, wie der Diener sagte, soeben für ihn abgeben worden war.

Er erbrach ihn und las Folgendes:

„Herr Baron!

Ihr Sohn befindet sich bei Leuten, die ihn vor ihm drohenden Unheil geschützt haben. Sie verlangen für ihre Mühe und für die Kosten seines Unterhalts bei seiner Auslieferung tausend Dukaten.

Dies Geld muß durch einen vertrauten Mann gerade über acht Tage an einen Ort gebracht werden, den man den Ravenstein nennt.

Dieser Mann muß ganz allein kommen. Sollte es Ihnen indeß einfallen, diese gut-

müthigen Leute ausspioniren zu wollen, so würde jeder Schritt dazu, die Ursache des Todes Ihres Herrn Sohnes sein. Theilen Sie die gleichen Bedingungen dem Herrn von Nordheim mit und genehmigen Sie die Versicherung unserer vorzüglichen Hochachtung."

Der Baron erhob sich heftig und sagte:

— Man soll sogleich nachsehen, ob der Ueberbringer dieses Briefes noch in der Festung ist.

Der Diener eilte hinaus. Nach einigen Minuten folgte Herr von Gleichen.

Man fragte bei allen Wachen. Niemand hatte bemerkt, daß ein Mann mit einem Briefe einpassirt sei. Man ermittelte nur, daß jener Brief einem Bedienten des Barons von einem Mann in einer Livrée übergeben worden war; in welcher Livrée, erinnerte sich der Bursche nicht mehr genau.

Herr von Gleichen war ein stolzer Edelmann. Sein ganzes Bewußtsein sträubte sich dagegen, mit diesen Menschen in Unterhandlungen zu treten.

Er war auf sein Zimmer zurückgekehrt und ging lange in demselben auf und ab.

— Es ist unerhört, murmelte er, mir so etwas zu bieten!

Doch was nutzte dieser ohnmächtige Grimm! Er sah sich Schurken gegenüber, die das Leben seines Kindes als Waffen gegen ihn gebrauchten. Und Herr von Gleichen liebte seinen Erstgebornen. Vor dieser Liebe schmolz jedes aristokratische Bedenken. Er beschloß, selbst hinzugehen und das Geld gegen seinen Sohn umzuwechseln.

So sank endlich die Ruhe der Nacht auf Steinfels. In dem Saale, wo die Kavaliere gezecht hatten, war das letzte Licht erloschen, der letzte Zecher nach Hause gegangen. Auf den Wällen riefen von Zeit zu Zeit die Soldaten ihr einförmiges: Wache ho! und die Antwort schallte: Gut, Alles da! Sonst hatte sich eine schläfrige Stille über das Felsenschloß gelegt.

Ein kühler Wind strich gegen Morgen über die Hochebene, die nordwärts sich ausdehnte. Die Wachen hüllten sich fester in ihre Mäntel oder standen schlaftrunken in ihrem Schilderhaus.

Dann flog der erste Schimmer über den Himmel gen Osten. Zu gleicher Zeit wurden die Trommeln zur Reveille gerührt. Am heutigen Tage gab es ein rührig Leben auf Steinfels. Noch ehe die Sonne über den Horizont emporgestiegen war, liefen Soldaten hin und

her, um sich zur Parade vorzubereiten. Die Musik des Regiments Troppen brachte dem Fürsten eine Morgenmusik.

Um sieben Uhr stellten sich die Truppen auf dem Platze inmitten des Kastells auf.

Man konnte eigentlich keinen komischern Anblick haben, als diese alten Reichssoldaten. Es waren meist ältere Männer von einer steifen, gravitätischen Haltung, mit dicht gepuderten Haaren und zierlich gedrehten Zöpfen. Die Uniformen waren äußerst knapp und zierlich, von blauem Tuch mit ponceaurothem schwedischen Kragen und gleichen breit zurückgeschlagenen Aermel- und Schoßaufschlägen. Die geöffneten Röcke ließen tadellos weiße Westen und Beinkleider von derselben Farbe sehen, welche bis zum Knie reichten und dort durch fest anliegende Gamaschen ersetzt wurden. Auf dem Kopfe trugen sie einen Dreimaster von gewöhnlicher Form, mit einer Agraffe, die einen sehr steifen uud sehr langen Federbusch trug.

Wir sagen, es war ein komischer Anblick; wir erklären dies dahin, daß Alles an diesen Leuten künstlich war. Die Waden und die Brust waren ausgestopft, die Zöpfe meist falsch. Die gräßlichen Bärte, welche diese entsetzlichen Krie-

ger zur Schau trugen, mußten eine vorschrifts-mäßige Länge haben. Hatte die Natur dieselben versagt, so mußte der jedem Regimente beigegebene Haarkräusler für einen Ersatz sorgen, der geeignet erschien, den nöthigen Respekt beizubringen.

Sah man hierbei noch die Würde, mit welcher diese grauen Krieger auftraten, die gediegene Art und Weise, in welcher sie wie Drahtpuppen manövrirten, so mußte man nothwendig der Ansicht sein, daß jene zerlumpten französischen Soldaten vor der Majestät und Würde der Reichsarmee wie Spreu vor dem Winde zerstäuben müsse. Und doch hat merkwürdigerweise die Geschichte das Gegentheil bewiesen.

Um acht Uhr waren die Truppen der benachbarten Dörfer am Fuße des Berges aufgestellt, auf dessen Spitze Steinfels lag. Die Garnison mit Ausnahme einer Wache hatte sich mit ihnen vereinigt.

Um neun Uhr verließ der Fürst mit dem General von Troppen und dessen Stab die Festung und begab sich zur Revüe über seine fürchterliche Armee.

Anna hatte es abgelehnt, der Musterung beizuwohnen. Sie fühlte sich angegriffen und verstimmt durch den gestrigen Vorfall.

Eine Stunde, nachdem der Fürst die Festung verlassen hatte, verließ sie durch eine Hinterthür das Schloß, um in der stärkenden Morgenluft Erholung zu suchen.

An der Hinterthür des Burggebäudes lag ein Zwinger, der, mit Sträuchern und Bäumen bepflanzt, einem kleinen Wäldchen glich und eine sehr schöne Fernsicht über das Waldland und einen großen Theil des Spangenbrück'schen und Kurfürstlichen Gebietes darbot.

Um in dieser Fernsicht durch die Bastionsmauer, die den kleinen Garten umschloß, nicht gehindert zu sein, hatte man eine Terrasse aufgeworfen, auf deren Höhe ein dicht umrankter Pavillon stand.

Nach dieser Stelle richtete Anna ihre Schritte.

Sie hatte für diesen Morgenspaziergang jede Begleitung abgelehnt, um sich selbst glauben zu machen, sie fürchte sich nicht. Und dennoch konnte sie ein banges Gefühl nicht unterdrücken, als sie ins Freie trat.

Mit wenig Schritten hatte sie jenen Punkt erreicht und der wirklich großartige Anblick verdrängte bald jeden andern Eindruck bei ihr.

Sie blickte auf der einen Seite über das

Waldgebirge, dessen Saum sich in nebliger Ferne verlor. Diese compakte Masse dunkler Wälder machte einen düstern, einförmigen Eindruck. Nur an wenig Stellen war die dunkle Färbung durch lichte Stellen unterbrochen, wo kleine Dörfer oder einzelne Gehöfte lagen. Am Horizont ragte das Schloß Jägersburg über den umgebenden Wald hervor. Einzelne tiefe Schluchten theilten das Bild und gaben dem Ganzen eine gegliederte Gestaltung.

Ueberraschend abstechend gegen dies Bild war der Blick über die Gegenseite. Hier standen in großer Nähe steile Bergkolosse von einer hellen Färbung und über sie hinaus sah man in ein lichtgrünes Flußthal, in welchem Dörfer und Städte lagen und an einzelnen Stellen der silberhelle Fluß glänzte. Dahinter schloß ein mächtiger Gebirgsstock von duftigen, violetten Farben das Gemälde.

Anna's Herz war nicht unempfänglich für die Schönheiten der Natur. Sie besaß eine lebendige Anschauung und einen richtigen Blick für das Charakteristische. Ihr Auge ruhte entzückt auf dem herrlichen Bilde. Der Morgen-

wind hob ihre Locken spielend in die Höhe und färbte ihre Wangen mit höherm Roth.

In Anschauen versunken, hatte sie nicht bemerkt, wie leise, unhörbar, ein Mann von seltsamem Aeußern hinter sie getreten war.

Aber als sie sich jetzt umwandte, stand er neben ihr, den Hut tief in die Stirn gedrückt, dicht in einen weiten Mantel gehüllt.

Anna starrte diese Erscheinung einen Augenblick wortlos an.

Dann sagte sie mit leiser Stimme:

— Franzis, Du hier?

Der Mann schlug jetzt seinen Mantel zurück und auf einen entblößten Dolch zeigend, den er in der rechten Hand hielt, sagte er kalt:

— Das erste Wort, welches Du laut rufst, ist Dein Tod.

— Was willst Du von mir, Franzis? fragte Anna zitternd.

— Was ich will? O gar Vieles — vor Allem Dich, mein Weib.

— Ich bin nicht Dein Weib, keuchte Anna, ich bin die Gemahlin des Fürsten.

Franzis lachte bitter.

— Ja, sagte er mit dumpfer Stimme, ich

habe es ja gesehen, wie Du die Komödie spielteſt — dieſelbe, die Du vor drei Jahren mir geſpielt haſt — Du muſterhafte Schauſpielerin.

Anna ſank bebend auf einen Stuhl, der in dem Pavillon ſtand.

— Biſt Du gekommen, ſagte ſie, mir Vorwürfe zu machen?

— Nein, mein Schatz, nicht um Dir Vorwürfe zu machen, bin ich gekommen, ſondern um die Gemahlin des Fürſten, um die Gräfin von Klingenburg, die Gebieterin dieſes Landes daran zu erinnern, daß es eine höhere Gewalt giebt, als ihr ſtolzes Bewußtſein, ihre kluge Verrätherei; um ihr zu ſagen, daß die Rache ihrer wartet.

— Franzis, was willſt Du von mir? Willſt Du Geld? Ich will Dich damit überſchütten! Willſt Du Ehren und Würden? Ich werde dafür ſorgen, daß man Dir ſolche zu Theil werden läßt —

— O nein, meine Taube, Dich will ich — Dich ſelbſt —!

Anna ſchauderte. Franzis fuhr fort:

— Nicht Deine Seele, Anna — nicht dieſen Theil Deines Selbſt, der dem Teufel gehört;

nein — den lasse ich dem Fürsten! Aber Deinen Leib — diesen reizenden, sinnverwirrenden Leib, den will ich — den fordere ich von Dir, weil er mir gehört vor Gott und den Menschen.

Franzis umfaßte mit diesen Worten die junge Frau und wollte sie an sich ziehen.

Doch mit Riesenkraft riß sich Anna los. Hoch aufgerichtet stand sie vor ihm.

— Franzis, sagte sie mit lauter Stimme, häufe nicht Schmach auf Schmach! Du hast keinen Theil an mir — ich glaubte einst, Dich zu lieben. Der Himmel hat unsern Bund gesegnet — er hat ihn aber auch wieder gelöst, da ich sah, daß wir nicht zu einander paßten. Jetzt hasse ich Dich, Franzis. Du kannst mich tödten; aber im Tode will ich dann noch rufen: Ich hasse, ich verabscheue Dich! Und wenn Du glaubst, Anna sei zu feig, zu sterben — so komm, ich biete Dir diese Brust — stoße zu, Meuchelmörder!

Franzis brach wieder in ein höhnisches Gelächter aus.

— Wenn ich nicht wüßte, sagte er kalt, wie gut Du Komödie spielst — ich käme fürwahr in Versuchung, Dir einmal wieder zu glauben,

Meuchelmörder, ſagſt Du? O nein, mein Schatz, ich will Dich nicht tödten, das paßt nicht in meinen Plan. Was hätte ich davon, wenn ich Deine Seele jetzt ſchon in die Hölle ſchickte. Du ſollſt leben, leben mit dem ewig quälenden Gedanken, daß auch ich lebe — daß ich Dich umſchleiche wie die Nemeſis und daß mein Haß nimmer ruhen wird, bis der Tag kommt, wo Du von dieſer Hand ſterben mußt!

Anna hatte jetzt ihre ganze Stärke wiedergefunden. Mit gebietender Bewegung erhob ſie ihre rechte Hand und ſagte, indem ihr Auge durchdringend auf Franzis ruhte:

— Verlaſſe mich. Nimm die Verſicherung mit, daß ich Deinen Haß verachte, Deiner Drohungen ſpotte.

Mit Franzis ſchien in dieſem Augenblicke eine ſonderbare Veränderung vorzugehen.

Seine eben noch drohend erhobene Hand ſank nieder. Der Dolch fiel zur Erde. Wie in einem raſenden Paroxismus ſtürzte er vor Anna nieder und rief flehend:

— Verzeihung, Anna, o verzeihe mir! Ich liebe Dich unendlich — ich kann nicht anders! Wahnſinn durchregt meine Adern —

— Weg, Elender, rief Anna, ihn von sich stoßend, Du bist mir ein Gräuel, feiger, elender Bube!

Bei diesen Worten erhob sich Franz blitzschnell.

Seine Züge wurden wieder hart und bleich, seine Stimme war eiskalt, als er sagte:

— Ich habe auch einmal Komödie gespielt, Anna. Wir Beide verstehen das vortrefflich. Doch jetzt bin ich wieder ich selbst. Auf Wiedersehen, meine Holde.

Franzis verließ nach diesen Worten, nachdem er den Dolch vom Boden aufgehoben hatte, den Pavillon.

Anna stand noch einen Augenblick erstarrt.

Dann eilte sie so rasch wie möglich ihm nach, doch er war verschwunden.

Sie durchschritt hastig das Schloß und eilte auf die Wache zu.

— Herr Lieutenant, sagte sie, Sie werden sogleich die Festung und deren Umgebung nach einem Mann durchsuchen lassen, der von Ihrer Größe, mit einem breiten Hute und weiten Mantel bekleidet ist.

Der Offizier beorderte sofort Patrouillen.

— Ich bitte um Ihren gefälligen Rapport.

— Wie Sie befehlen, gnädigste Gräfin.

Anna begab sich auf ihr Zimmer in einem schwer zu beschreibenden Zustande der Aufregung.

Sie erhielt nach zwei Stunden von dem Offizier der Wache die Meldung, daß man trotz genauester Nachforschung nichts gefunden habe.

Erst als um ein Uhr der Fürst von der Parade zurückkehrte, hatte sie sich so weit gefaßt, ihn mit lächelnder Miene empfangen zu können.

An demselben Tage gegen vier Uhr verließen die fürstlichen Wagen Steinfels und langten um neun Uhr in der Residenz wieder an.

Anna hatte an jenem Tage gelobt, nie wieder allein ihr Zimmer zu verlassen.

Zweiter Theil.

1.

Ein neuer Plan.

Es war am 20. September des Jahres 1792, also drei Wochen nach den zuletzt beschriebenen Begebenheiten.

Ueber der Residenz und ihren Bewohnern lag es wie eine trübe Wolkung, wie eine große Verstimmung. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauteten mehr und mehr ungünstig. Man sprach von einem nothwendigen Rückzuge der preußischen Truppen. Diese Gerüchte griffen immer mehr Platz, trotzdem die offiziellen Manifeste von Siegen sprachen.

Mit dem Schutz der verbündeten Armee fiel der letzte Halt für die der Grenze zunächst gelegenen links-rheinischen Staaten. Man fing

an, für die Zukunft ernstliche Besorgnisse zu hegen.

Unter diesen Umständen hatte die Ritterschaft des Fürstenthums die Nothwendigkeit energischer Maßregeln erkannt.

Am 8. September Vormittags um elf Uhr drängte sich eine große Menschenmasse in der auf den Schloßplatz mündenden Straße. Eine halbe Stunde später bewegte sich ein langer Zug von Kavalieren zu Wagen gegen das Schloß.

Im Empfangsaale empfing der Fürst die Corporation der Ritter, wie die aus dem untergegangenen Bunde entstandene Congregation sich benannte. Die Altersvorstände der Congregation überreichten eine Schrift folgenden Inhalts:

„Durchlauchtigster Herr und Fürst!

Die außerordentlich gefahrvollen Zeitumstände erheischen außergewöhnliche Mittel der Abhilfe. Die Möglichkeit eines Rückzuges der verbündeten deutschen Armee erfüllt in Voraussicht der dann entstehenden gefahrvollen Bedrohung alles Bestehenden die Brust der Ritterschaft Ihrer Durchlaucht mit ernster Besorgniß. Im Gefühle, wie dann ein jeder Patriot nur die gewöhnliche Pflicht erfüllt,

der das, was in seinen Kräften steht, zur Bewahrung des Vaterlandes vor dem Eindringen einer fremden Macht beiträgt, bittet die Ritterschaft unterthänigst um die Erlaubniß, ihre Diener bewaffnen und in zwei Corps an der Grenze aufstellen zu dürfen, um in Gemeinschaft mit Ihrer Durchlaucht Truppen und den vielleicht zusammenzuziehenden Jägertrupps Ew. Durchlaucht nach Kräften unter Leitung der Kavaliere für die Sicherheit des Landes zu sorgen.

Wir vereinigen mit dieser Bitte eine zweite, dahin gehend, daß Ew. Durchlaucht allergnädigst den Befehl ergehen lassen möchten, daß jeder Clubb zu politischen Zwecken zu schließen, auch jeder Versuch des Aufruhrs mit dem Tode zu bestrafen sei."

Der Sprecher trat zurück, nachdem er dem Fürsten knieend die Schrift überreicht hatte. Der Fürst erwiederte dankend, der alten Treue erwähnend, die stets die Stütze seines Hauses, der schönste Schmuck des Landadels gewesen sei.

Dann setzte er in leichterm Tone hinzu:

— Ich erbitte mir das Vergnügen, die edeln Herren heute Abend bei mir zu sehen. Ehe wir zur Armee abgehen, wollen wir noch einmal

uns der Freude widmen. Es kommt vielleicht bald eine Zeit öder, freudloser Anstrengung.

Mit diesen Worten machte der Fürst eine verabschiedende Handbewegung.

Die Kavaliere verließen den Saal.

Jetzt wandte sich der Fürst zu einem Offizier seines Gefolges und sagte, indem ein leiser Zug des Unmuths um seine Augen zog.

— Der Graf von Westhall und Herr von Frensburg fehlten bei der Deputation?

— Ja, Durchlaucht.

— Und warum, Herr von Schlippenbach? Sie sind befreundet mit dem Letztern. Warum das?

— Durchlaucht verzeihen — gegen den Grafen Westhall liegt eine Anklage vor —

— Lag vor, wollen Sie sagen —

— Die es ihm unmöglich macht, vor abgemachter Sache — —

Der Fürst stampfte ungeduldig mit dem Fuß:

— Ich sage Ihnen, Herr von Schlippenbach, die Sache ist abgemacht. Ich bin von des Grafen Unschuld fest überzeugt — ich habe Befehl ertheilt, die Untersuchung niederzuschlagen — ich dachte, dies wäre dem Grafen bereits mitgetheilt —

— Dies ist nicht geschehen, Durchlaucht.

— Nachlässigkeit des Justizamtes — aber es wird heute noch geschehen — Sie werden dem Grafen sagen, daß ich ihn um vier Uhr zu sprechen wünsche —

— Zu Befehl, Durchlaucht.

— Und Herr von Frensburg? Was hielt ihn ab, uns sein Schwert anzubieten? Es ist doch sonst ein Kavalier von gutem Blute —

— Bei Gott, Durchlaucht, das ist er.

— Nun? Sie sind sein Freund, warum ist er nicht gekommen.

— Alphons von Frensburg wird seinen Degen ziehen, Durchlaucht, wenn es Noth thut. Aber er gehört der Ritterschaft an.

Ueber des Fürsten Antlitz schlug auf's Neue ein unmuthiges Zucken.

— Ja, ja, sagte er, ich weiß, er geht gern seinen eignen Weg. Er ist zu starr in seinen Prinzipien, ich möchte sagen, eigenwillig. Es ist uns Manches zu Ohren gekommen.

— Auch der Meuchelmord, der an ihm versucht wurde, Durchlaucht?

Der Fürst wandte sich bei diesen Worten, die er kaum zu hören schien, um und sagte zu seinem Kammerherrn:

— Hat Jemand um Audienz gebeten?

— Herr von Gleichen bittet um eine geheime Audienz, Durchlaucht.

— Gut. Er mag kommen. Ich werde ihn in meinem Arbeitszimmer empfangen.

Im Gehen wandte sich der Fürst zu Schlippenbach:

— Sagen Sie dem Grafen Westhall, um vier Uhr. Herr von Frensburg ist ganz hergestellt?

— Beinahe ganz.

— So sagen Sie ihm, wir würden uns freuen, ihn in der nächsten Zeit einmal zu sehen.

— Zu Befehl, Durchlaucht.

Dann verließ er den Empfangssaal.

Herr von Gleichen, der bereits in dem Vorzimmer wartete, wurde zu ihm in sein Arbeitszimmer beordert. Der Fürst ging ihm freundlich entgegen und sagte:

— Sie haben mir etwas zu sagen, lieber Gleichen. Sprechen Sie. Wir sind ganz ungestört.

— Ew. Durchlaucht verzeihen, begann Herr von Gleichen, wenn ich mit Ihnen von einer sehr geheimnißvollen Angelegenheit sprechen muß, die Ihre Zukunft nicht unwesentlich zu bedrohen scheint.

— Meine Zukunft, lieber Gleichen?

— Die Ihrige, Durchlaucht. Sie erinnern sich des Verschwindens meines Sohnes zugleich mit dem jungen Nordheim.

— Ganz recht. Die Geschichte war räthselhaft.

— Sie hat uns überzeugt, Durchlaucht, daß es eine Gewalt neben uns oder uns gegenüber giebt, der wir nicht gewachsen sind.

Der Fürst machte nach diesen Worten unruhig ein paar Schritte durchs Zimmer.

Dann warf er sich in einen Sessel und sagte:

— Ein schlechtes Compliment für meine Polizei, Herr von Gleichen.

— Nicht das, Durchlaucht. So meinte ich es nicht. Keine Macht der Welt kann gegen diese Macht aufkommen. Denn diese Macht ist ein Ausfluß des Zeitgeistes.

— Aber wir müssen diesen Zeitgeist unterdrücken, vernichten.

— Glauben Sie an die Ausführbarkeit dieser Idee, Durchlaucht? Ich glaube nicht daran.

— Sie sehen zu schwarz.

— Ich gestehe, daß der freche Raub der beiden Knaben, die sichere Unverschämtheit, mit

der man es wagte, einen Kavalier dieses Landes an einen dritten Ort zu bestellen, um sein Kind gegen schweres Lösegeld wieder zu bekommen, mich mit einer tiefen Angst vor der Zukunft erfüllt hat — —

— So hätten Sie nicht hingehen sollen. Ich bot Ihnen Truppen, um die Räuber zu umzingeln.

— Und ich lehnte es ab, Durchlaucht, weil in diesem Falle die Schufte Wilibald und Edgar getödtet hätten.

— Pah, lieber Gleichen, sie hätten es nicht gewagt — —

— Glauben Ew. Durchlaucht, daß diese Leute vor irgend einer That zurückschrecken? Es ist dies nicht eine Bande räuberischen Gesindels ohne Organisation, ohne andern Zweck, als sich zu bereichern — es ist dies eine mächtige Partei, die große Zwecke verfolgt und zur Erreichung derselben kein Mittel scheut.

Der Fürst blickte einen Angenblick nachdenkend vor sich nieder.

Dann sagte er, indem er einen durchdringenden Blick auf den Kavalier warf:

— Woher wissen Sie das? Herr von Gleichen?

— Ihnen das zu erklären, Durchlaucht, bin ich hierher gekommen.

— Also nicht blos, um mir Angst zu machen? sagte Fürst Karl lächelnd.

— Angst, Durchlaucht? Das möchte wohl kaum der richtige Ausdruck sein. Ich kenne keine Angst. Ich glaube das bewiesen zu haben. Aber Vorsicht möchte ich rathen.

— Lassen Sie zuerst hören, wie Sie zur Kenntniß der Tendenzen jener Räuber gelangt sind.

— Es sind jetzt fast zwei Wochen, daß die Auslieferung der beiden Knaben gegen ein bedeutendes Lösegeld erfolgte. Es war uns ein Platz bestimmt, wo wir die Kinder treffen würden. Herr von Nordheim und ich begaben uns zu der bestimmten Stunde des Nachts dorthin —

— Ohne Begleitung?

— Ohne Begleitung, als unsere Degen.

— Das war sehr unklug, Herr von Gleichen. Jene Schurken konnten, statt die Knaben herauszugeben, Sie selbst gefangen nehmen oder Sie des Lösegeldes berauben, ohne den Gegendienst zu leisten.

— Wir dachten daran nicht, Durchlaucht.

Auch waren die Herren Spitzbuben so ehrlich, ihr Versprechen zu halten.

— Aller Ehren werth, bei Gott.

Herr von Gleichen fuhr, ohne etwas darauf zu erwiedern fort:

— Wir kamen zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle. Es war sehr finster und wir hatten Mühe, den Ort zu erkennen. Aber man mußte uns schon vorher gesehen haben; denn schon während unsers Weges sahen wir uns von seltsamen, schattenähnlichen Gestalten umgeben. Als wir mitten auf dem Platze standen, wurde plötzlich vor uns eine Pechfackel entzündet und wir sahen rings aus den Büschen Flintenläufe auf uns gerichtet.

— Eben so romantisch als unbehaglich, sagte der Fürst lächelnd.

— Dann, fuhr Herr von Gleichen fort, trat ein verlarvter Mann auf uns zu und grüßte uns durch eine leichte Verbeugung. Er war reich gekleidet, wenn auch fremdartig. An seiner Seite hing ein schwerer Degen, indeß seine rechte Hand ein gespanntes Pistol auf uns richtete.

— Diese Burschen waren vorsichtig.

— Vorsicht ist Weisheit in dieser Zeit, Durchlaucht.

— Nun, wie ging es weiter. Die Erzählung ist interessant.

— Der Mann, welcher uns begrüßte, senkte sein Feuergewehr, als er sah, daß wir wehrlos dastanden. Dann bat er uns sehr höflich um das Lösegeld. Wir gaben es ihm und in demselben Augenblicke lagen Edgar und Wilibald in unsern Armen.

— Das Abenteuer geht zu friedlich aus, sagte der Fürst lachend.

— Noch ist es nicht zu Ende, entgegnete Herr von Gleichen sehr ernst. Der Theil, welcher das Haus Ew. Durchlaucht betrifft, ist noch unerzählt.

— Hat mich dieser Kinderräuber vielleicht grüßen lassen?

— Ein Gruß war es, Durchlaucht, aber er klang wie ein Fluch.

Es trat eine Pause ein. Der Fürst war über diese Worte betroffen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er die Sicherheit vor der Zukunft, die er gern zur Schau trug, nicht besaß. Indessen übermannte ihn das Gefühl des Unbehagens nur einen Augenblick. Dann sagte er ruhig:

— Warum vollenden Sie nicht, Herr von Gleichen?

— Ich muß ihnen Alles mittheilen, Durchlaucht, das ist meine Pflicht. Als jener geheimnißvolle Mann einen Augenblick dem Erguß der väterlichen Liebe Raum gelassen hatte, trat er vor und sagte:

— Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, Herr von Gleichen. Wissen Sie, wer Ihre Kinder raubte? Wer das Lösegeld forderte? Es sind Männer gewesen, die anfangen, mit den Kavalieren Abrechnung zu halten. Heute zahlt Ihr noch mit Gold — in wenig Zeit mit Blut. Geht hin, Ihr Herren, sagt es dem, der sich Fürst dieses Landes nennt — —

Herr von Gleichen hielt inne.

— Warum fahren Sie nicht fort? fragte der Fürst ungeduldig.

— Ew. Durchlaucht müssen zuerst mich Ihrer gnädigen Verzeihung versichern, wenn ich es wagen soll, die Worte jenes Menschen zu wiederholen —

— Gut, gut, Gleichen, sagen Sie mir Alles, ich weiß wohl die Botschaft von dem Botschafter zu unterscheiden —

— Und der doch, fuhr von Gleichen fort, zu den Füßen eines Weibes liegt, die einst dem Volke angehörte, das wir vertreten — sagt ihm,

daß wir mit Blut die Schmach abwaschen wollen, die auf unsrer Stirn klebt — daß jenes Weib sterben muß, die Schmach und Elend über dies Land gebracht hat. Sagt ihm und allen seinen Kavalieren, daß jener Tag nicht mehr fern ist, und denket an die Worte des braunen Klaus.

Ueber des Fürsten Antlitz flog bei diesen Worten etwas wie scheue, zornige Angst. Gleichen schwieg. Fürst Karl erhob sich heftig und zog an der Klingelschnur.

— Was wollen Sie thun? sagte der Kavalier.

— Soll ich mir in meinem eignen Lande Hohn sprechen lassen? fragte der Fürst heftig. Ich werde Alles daran setzen, um diese Schurken zu fassen. Und wehe ihnen dann!

— Noch war ich nicht zu Ende, Durchlaucht.

— So reden Sie.

In diesem Augenblicke trat der dienstthuende Kammerherr ein, um sich nach den Befehlen des Fürsten zu erkundigen.

— Der Schloßhauptmann soll sogleich herkommen, sagte der Fürst heftig.

Dann wendete er sich an Gleichen und sagte:

— Nun?

— Ich habe noch, fuhr Gleichen fort, von einigen Vorkommnissen zu reden, die mit der Entführung der beiden Knaben zusammenhängen.

— Sagen Sie mir erst, warum die Knaben wegliefen.

— Das weiß ich nicht, Ew. Durchlaucht.

— Das wissen Sie nicht?

— Nein, Durchlaucht.

— Warum, zum Teufel fragen Sie die Knaben nicht?

— Wir haben dies gethan; aber sie leugnen Beide, einen andern Grund zu haben, als einen so lächerlichen, daß er von vorn herein unglaubhaft erscheint.

— Und der wäre?

— Edgar und Wilibald behaupten Beide, sie hätten sich verirrt, als sie einen Gang vor das Westthor des Schloßgartens hätten machen wollen.

— Was aber haben meine Pagen vor dem Thore zu suchen?

— Das gerade ist es, Ew. Durchlaucht, was die Knaben zu Lügnern macht. Sie sind ohne Grund gewiß nicht bei einbrechender Nacht in den Wald gelaufen.

— Aber ich begreife nicht, Herr von Gleichen, wie Sie einer so einfachen Sache nicht auf den Grund zu kommen vermögen. — Ich als Vater würde —

— Ew. Durchlaucht würden handeln, wie ich gehandelt habe — ich weiß es; denn Ew. Durchlaucht haben ein zu zartes Gefühl, um hart sein zu können.

Mein Sohn versank in jener Nacht, sobald die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, in einen Zustand seltsamer Apathie, die ihn nicht verließ, bis er etwa zwölf Stunden später in ein lebensgefährliches Fieber verfiel, das ihn noch jetzt ans Krankenlager kettet. Sobald er außer Gefahr war, baten wir ihn, das zu erzählen, was er durchgemacht habe. Aber jedesmal, wenn wir davon anfingen, warf sich der arme Junge krampfhaft mir und seiner Mutter um den Hals, flehte in den rührendsten Worten wieder und wieder um Verzeihung wegen des Kummers, den er uns bereitet, und war zu weiter gar nichts zu bewegen. Einmal rief er weinend, er habe so furchtbar geschworen, nichts zu sagen — er fürchte sich so sehr. Dabei kam er aber jedesmal in eine so gefährliche Erregung, daß der Arzt jetzt jede Frage verboten hat.

— Seltsam ist es doch, sagte der Fürst nachdenkend.

— Gewiß seltsam, fuhr Herr von Gleichen fort, und zugleich sehr traurig für mein armes Kind. Diese Begebenheit wird seiner Gesundheit eine harte Erschütterung bereiten.

— Das wächst sich aus, lieber Gleichen; seien Sie unbesorgt. Gaben seine Phantasien Ihnen keinen weitern Aufschluß?

— Seine Phantasie war entsetzlich, so daß Männern ein Gefühl des Grauens ankam. Er muß Entsetzliches geschaut haben, Durchlaucht. Oft sprach er von einem Menschen, der eine hochstehende Dame glühend hasse, der sie einst tödten müsse aus Rache, und dann schien er wieder eine andere Gestalt zu sehen, einen ehrwürdigen Greis, den er flehentlich um Hilfe bat gegen den Mörder.

Manchmal schrie er auf, wie vor Schmerz, und bat, man möge ihn nicht tödten, und dann fuhr er wieder hoch empor und ächzte, wie in schwerem Kampfe.

— Und nannte er niemals Namen, die bekannt klingen?

— Zweimal hat er dies gethan, sagte Herr von Gleichen zögernd.

— Und die waren? Wir möchten Alles thun, um dies Dunkel aufzuhellen, und wenn es gelingt, so treffe die strengste Strafe den Schuldigen.

— Den Namen jener Frau, gegen die ein Mann finstre Gedanken hegt, nannte er.

— Sie machen mich neugierig.

— Er hieß Anna Belfront, Gräfin von Klingenburg.

— Alle Teufel!

Es erfolgte eine Pause.

Der Fürst ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

— Das ist maßlos, murmelte er, diese Frechheit! Hier ziemt es Richter zu sein, strenger, unerbittlicher Richter. Wer soll es wagen, gegen die Gemahlin des Fürsten Drohungen auszustoßen, wie heißt der Mann? Nennen Sie ihn, Herr von Gleichen, und wenn mein Arm ihn erreichen kann, so sterbe er morgen!

— So weit geht mein Wissen nicht, Durchlaucht.

— Doch sprachen Sie von andern Namen?

— Ja wohl. Einmal rief er plötzlich: Arabella! dann fiel er zurück und murmelte: O Wilibald, warum thatest Du das? Fliehen,

ja wir wollen fliehen, sie tödten den Jäger, er ist todt, o Wilibald, Du bist ein Mörder!

— Die Sache wird immer dunkler.

— Hier ist sie nicht so ganz dunkel. Erinnern sich Ew. Durchlaucht, daß an der steilen Mauer gegen den Fluß Blutspuren entdeckt worden sind? Das war der Tag nach der Flucht der beiden Knaben. Man hat mit vieler Mühe ermittelt, daß Arbeiter dort einen Menschen in der Dämmerung um Hülfe rufen hörten und herbeieilend einen Mann sahen, der im Begriff war, Edgar zu mißhandeln. Es kam leider zu spät Licht in diese Sache. Die Arbeiter hatten in einer verzeihlichen Aufwallung den Mann, der über jene Mauer zu entwischen suchte, verfolgt und ehe es ihm gelang, über die Brüstung hinabzukommen, schwer getroffen. Dieser Mann trug die Uniform von Ew. Durchlaucht Jägercorps.

— Ja, ja, ich erinnere mich. An jenem Tage kam die Meldung von Jägersburg, Einer der Leute sei unbegreiflicher Weise verschwunden. Dies scheint einen Zusammenhang zu haben.

— Wahrscheinlich ist der verschwundene Jäger derselbe, der hier im Garten mit Wilibald zusammentraf. Der Letztere weigert sich beharr-

lich, etwas Näheres auszusagen. Er hat seinen Vater auf den Knieen gebeten, nicht weiter in ihn zu dringen.

— Doch der Name Arabella? Wer heißt hier so?

— Bei Hofe? Nur die junge Gräfin Westhall.

— Aber das ist widersinnig, die Gräfin Westhall in Verbindung mit einem gemeinen Jäger zu bringen.

— Wohl wahr, Ew. Durchlaucht. Diese Sache ist wohl kaum aufzuklären. Ich wollte Ew. Durchlaucht nur Meldung von der Sache machen und Sie um Vorsicht bitten. In dieser Zeit hebt das Verbrechen ohne Scheu das Haupt und die Gräfin Klingenburg ist Ew. Durchlaucht theuer, ihre Kraft nicht im Stande, dem Dolche des Meuchlers Widerstand zu leisten.

— Ich danke Ihnen, lieber Gleichen.

Jetzt trat der Hauptmann von Trenkenburg ein, nachdem der Kammerherr ihn gemeldet hatte.

— Herr Hauptmann, sagte der Fürst, es gehen Dinge vor, die ein energisches Einschreiten unbedingt nothwendig machen.

— Ew. Durchlaucht finden meinen Degen bereit.

— Sie werden mit einer Eskorte von dreißig Mann nach Jägersburg marschiren und Herrn von Uslar eine geschriebene Ordre überbringen, die Sie in zwei Stuuden bei mir empfangen werden.

— Ganz nach Ew. Durchlaucht Befehl.

— Nach dieser Ordre sollen die Jägerposten zu einem Corps um Jägersburg concentrirt werden, um, im Anschluß an die Besatzung von Steinfels und die Truppen an der Grenze zu wirken.

Dann sich an Herrn von Gleichen wendend, sagte der Fürst:

— Werden Sie jene Stellen wiederfinden, Herr von Gleichen?

— Ich glaube es, Durchlaucht.

— Gut. So haben Sie die Güte, den Herrn von Trenkenburg zu führen. Sie, Herr Hauptmann werden von da aus in die Gegend ringsum Patrouillen schicken und jedes verdächtige Individuum aufgreifen. Bei Widersetzlichkeit sind Sie hierdurch zum energischsten Handeln ermächtigt.

— Sie haben die Güte, Herr von Gleichen, den Herrn zu instruiren, um was es sich hierbei handelt.

Die Kavaliere wandten sich zu gehen.

— Noch eins, sagte der Fürst. Wie steht es mit der Verfolgung der Mörder des Jägerburschen?

— Man hat zwei Personen eingefangen, sagte der Hauptmann von Trenkenburg, die der That verdächtig sind, ohne bis jetzt jedoch irgend einen Beweis von Rechtskraft beibringen zu können.

— So. Ich werde mich erkundigen. Diese freche Anarchie will ich bezwingen. Bei Gott! Wenn dies Volk an der alten Ordnung rüttelt, so will ich es zertreten.

— Adieu, meine Herren.

Die beiden Kavaliere verbeugten sich und verließen dann das Zimmer.

Der Fürst sah nach der Uhr. Es war ein Uhr.

Er begab sich allein nach den Gemächern der Gräfin Klingenburg. Die Kammerfrau derselben sagte ihm, daß die Frau Gräfin mit einer Gesellschafterin in den Garten gegangen sei. Er ging ihnen nach und traf die beiden Frauen in einer anmuthigen Laube. Anna sah überaus reizend aus. Ihr herrlich geformter Arme ruht nachlässig auf der Gartenbank, auf welcher sie

sich einen Augenblick vorher niedergelassen hatte. Der ausdrucksvolle Blick ruhte auf der lieblichen Aussicht, die man über eine grade und lange Allee hinüber nach den blauen Bergen hatte.

Als der Fürst in die Laube trat, erhob sie sich halb, indem ein leichtes Röth ihre Wangen färbte.

Der Fürst berührte leise ihre Stirn mit seinen Lippen und setzte sich dann neben sie, indem er vertraulich seinen Arm auf ihre Schulter legte.

— Du siehst so ruhig aus, sagte er leicht scherzend, wie der schönste Frühlingstag.

— Es ist Frühling, mein Karl; in meinem Herzen wenigstens.

— Das ist recht, Anna, sagte der Fürst So Gott will, soll es nicht Winter werden.

— Du sprichst das so bedeutungsvoll; was soll das?

— O nichts, mein Liebchen.

— Nein, nein, Karl, ich sehe, daß Dich etwas drückt. Soll Deine Anna nicht die Vertraute Deines Kummers sein. Ich verlange von jeder Freude die Hälfte. So gieb mir auch die Hälfte der Sorge.

— Es sind Staatsgeschäfte.

— Setze nur hinzu, die nicht für Weiber taugen. So verwünsch' ich diese Staatsgeschäfte, die meines Karl sonst sonnenhellen Blick mit finstern Wolken decken.

— Warum verwünschen, Anna?

— Ich möchte ganz das, was ich habe. An meinem Karl hat mancher Andre Theil.

— Weil er ein Fürst ist. Doch weißt Du das Neueste, Anna?

— Nun?

— Graf Westhall ist unschuldig.

Ueber Anna's Wangen ging es wie eine leichte Bläße.

— Und er ist freigesprochen? fragte sie.

— Noch nicht. Warum interessirt Dich das so sehr?

— So sehr? Nicht mehr, nicht weniger, als Alles, was Du sagst.

— Du liebst den Grafen nicht.

— Ich kann nicht lügen; darum sag' ich: Nein. Und mir däucht, ich habe keine Veranlassung dazu, ihn zu lieben. Er hat Pläne gegen mich geschmiedet, die, wenn sie realisirt würden, mich von Dir trennten — also, mir den Tod geben — soll ich ihn deshalb lieben? Denk' an die Sitzung der Ritterschaft — —

— Ich weiß, ich weiß, Anna. Aber er ist doch unschuldig.

— Und jene Briefe?

— Sind an sich selbst zum Verräther geworden.

— Wieso?

— Derjenige, der sie schrieb und dem Grafen heimlich in den Schreibtisch legte, war klug, aber nicht klug genug, um weise zu sein.

— Ich verstehe Dich nicht.

— Der Graf von Westhall hatte vor ungefähr sechs Monaten den Arm bei einem Sturz vom Pferde zerquetscht. Das ist bei Abfassung dieser saubern Briefe vergessen worden. Denn während der arme Graf damals vier Wochen mit argen Schmerzen und ohne jede Möglichkeit, den dick geschwollenen Arm zum Schreiben zu gebrauchen, auf seinem Schmerzenslager lag, läßt ihn der Verfasser dieser Briefe Schreiben an Schreiben an den Landesfeind richten. Was sagst Du dazu?

Keine Muskel in Anna's Gesicht verrieth eine Erregung, als sie dem Fürsten unbefangen ins Auge sah und dann eine lustige Lache aufschlug.

— Das ist komisch, rief sie; also ein Andrer

hat diese Briefe geschrieben? Kennt man diesen geschickten Nachahmer fremder Handschriften?

— Leider nicht.

— Aber woher weiß man denn, daß die Sache sich so verhält?

— Man weiß es nicht, Anna; man vermuthet es blos.

— Ebenso wie man vermuthet, daß der Graf unschuldig ist.

— Nein, mein Liebchen, das nicht. Du siehst ein, daß diese Briefe alle Glaubwürdigkeit verlieren, weil einige davon erweisbar falsch sind. Wer einmal Handschriften fälscht, verliert dadurch alle Möglichkeit, einen Beweis zu führen. Es liegt der Sache eine ungeheure Ehrlosigkeit zu Grunde.

— Das ist wahr, sagte Anna ganz ruhig. Ich gestehe, daß ich auch den Grafen verkannt habe. Ich muß ihm vor Dir Abbitte thun. Er ist natürlich frei?

— Noch nicht. Um vier Uhr wird er hier sein.

— Du mußt ihm eine Revanche geben.

— Ich dachte schon daran.

— Höre, ich habe einen Plan. Der Prinz muß in sorgfältige Obhut genommen werden.

Die Zeit ist unruhig und drohend. Am besten ist es, Du schaffst ihn hinter die Kanonen von Steinfels. Gieb ihm Westhall zum Gouverneur. Dieses Zeichen des Vertrauens löscht Alles aus.

— Der Einfall ist nicht übel.

— Wie gewöhnlich, sagte Anna leicht lächelnd.

Nach einer kleinen Pause sagte der Fürst:

— Wir wollen sehen. Hast Du von der Deputation der Ritterschaft heute Morgen gehört?

— Ja wohl.

— Wie gefällt Dir das Anerbieten der Kavaliere?

— Pah, diese Herren haben Furcht. Wer sich rüstet, hat Furcht.

— Und Muth.

— Nicht immer.

— Weder der Graf Westhall, noch Herr von Frensburg waren zugegen.

— Der Letztere ist noch krank an seinen Wunden.

— Nein, seit zwei Tagen ist er gesund. Der Sohn eines der ersten Häuser hätte nicht fehlen sollen.

— Herr von Frensburg ist ein Starrkopf.

A propos, lieber Karl, hat man die Motive jenes nächtlichen Anfalls ermittelt.

— Nein. Wahrscheinlich ein Wortwechsel, dann die Degen. Unsere Kavaliere sind heißblütig.

— Dieser Quesnoy war ein absurder Bursche, voll Anmaßung —

— Er hat seinen Lohn.

Wieder entstand eine kleine Pause. Dann sagte der Fürst:

— Wäre es nicht besser, Anna, wenn auch Du in Steinfels eine Zuflucht suchtest. Du bist dort sicherer, als selbst hier im Schlosse.

— Ist das Dein Ernst, Karl?

— Warum diese Frage?

— Weil ich nicht begreifen kann, wie Du mir zumuthen magst, mich von Dir zu trennen. Ist nicht mein Platz da, wo Du bist? Wohlan, ich kenne meine Pflicht und bebe nicht vor ihrer Erfüllung. Ich bleibe hier.

— Du bist meine Heldin, Anna.

— Unser Heldenmuth ist die Liebe. Wir sind nur dann stark, wenn wir einem Manne angehören. Aber wir können Alles, wenn wir lieben.

Der Fürst zog die schöne Frau leise an sich. Ihr Herzschlag bebte an seiner Brust.

In diesem Augenblicke fiel ein Stein auf

den glatten Boden vor der Laube. Die Laube lag unfern der Mauer. Der Stein mußte über die Mauer geworfen worden sein. Zugleich stürzte die Kammerfrau bleich an den Eingang der Laube und rief entsetzt:

— Retten sich Ew. Durchlaucht, Mörder! Mörder!

Anna fuhr kreidebleich aus den Armen des Fürsten empor.

Dieser zog den Degen und trat an den Ausgang der Laube.

— Wo sind die Mörder, sagte er kalt.

— Dort an jener Mauer, ein Mann sah herüber und warf diesen Stein.

— Und das ist Alles? Weib, Du bist verrückt!

— O Eure Durchlaucht hätten den Menschen sehen sollen! Er sah entsetzlich aus!

Der Fürst wendete sich lachend um und den Stein mit dem Fuße fortstoßend, sagte er:

— Deine Zofe sieht Gespenster am hellen Tage. Aber was ist das? Da ist ein Papier um den Stein gewickelt, das ist sonderbar. Laß doch sehen, was unser geheimer Briefsteller schreibt? vielleicht derselbe, der dem Grafen den Handel angerichtet hat.

Der Fürst hob bei diesen Worten den Stein auf und löste einen Streifen Papier ab, der vermittelst eines Fadens darum befestigt war. Er entfaltete ihn und las mit lauter Stimme:

— An Anna Belfront.

Er wendete sich lächelnd zu Anna und sagte:

— Die Korrespondenz betrifft Dich.

Aber in dies Lächeln mischte sich ein seltsamer Ausdruck von Erschrockenheit, die der Fürst umsonst zu verbergen strebte.

Anna hatte sich erhoben und that einen Schritt vorwärts. Sie hatte den rechten Arm ausgestreckt, als ob sie das unheilvolle Papier ergreifen wollte. Ihre Wangen und Lippen waren bleich.

Der Fürst betrachtete sie einen Augenblick mit ungewissen Blicken. Dann fragte er besorgt:

— Aber was ist Dir? Du bist bleich!

Noch ehe er diese Worte ausgesprochen hatte, war Anna's Ruhe wiedergekehrt.

Sie trat dicht zu dem Fürsten und ihren Arm auf seine Schulter legend, sagte sie leise:

— Nimm dies Blatt zu Dir. Nicht hier wollen wir davon reden. Laß uns hineingehen.

Der Fürst nahm schweigend ihren Arm und sie gingen. Plötzlich aber blieb er stehen.

— Und wir sollen nichts thun, sagte er, um den Schreiber dieses Briefes zu ertappen?

— Ich kenne den Schreiber dieses Briefes, sagte Anna ruhig. Laß ihn. Er entgeht seinem Schicksal nicht.

Der Fürst und Anna erreichten schweigend deren Gemächer. Der Erstere fühlte sich von den unangenehmen Auftritten dieses Tages verstimmt und der letzte Vorfall erfüllte ihn mit Unruhe. Anna sprach so ruhig von der Sache und war doch offenbar sehr erschrocken. Hier war ein Geheimniß, das ihn quälte.

Sobald sie in Anna's Gemächer getreten waren, warf sich die schöne Frau auf ein Sopha und fing an zu weinen. Dann stand sie plötzlich hastig auf und sich rasch die Thränen wegwischend, sagte sie zu dem Fürsten, dem der ganze Vorgang immer räthselhafter wurde:

— Hat ein Fürst die Macht, seine Frau vor den Beleidigungen eines solchen Buben zu schützen?

— Bei Gott, Anna, er hat sie!

— Wohl, Karl. So fordere ich von Dir Schutz gegen den, der diesen Brief geschrieben hat. Lies ihn.

Der Fürst zog den Zettel hervor und las:

An Anna Belfront.

„Dies ist das letzte Mal, daß Du meine Stimme hörst vor dem Tage des Schreckens. Denkst Du jenes Morgens auf Steinfels? Noch einmal komme ich so, aber dann wirst Du sterben. Nur eins kann Dich retten: Laß den Fürsten und kehre zu dem zurück, dem Du gehörst. Du weißt es, daß ich Dich noch immer liebe. Eben deshalb muß ich Dich tödten, wenn Du Deiner Pflicht nicht folgst.“

Der Fürst ließ das Blatt sinken. Eine tiefe Röthe bedeckte sein Antlitz.

— Beim Allmächtigen, das ist zu viel! rief er. Dieser Brief — —

— Ist von Franzis Belfront.

— Und Du hast mich daran gehindert, diesem Schurken hundert Häscher nachzusenden?

— Die ihn niemals gefunden hätten. Franzis Belfront klettert wie ein Eichhorn, schleicht wie eine Katze.

— Anna, was bedeutet „jener Morgen auf Steinfels“?

— Der Tag nach unserer Trauung.

— Aber was soll das?

Anna erzählte dem Fürsten jene Scene.

— Du thatest Unrecht, mir das zu verschweigen, sagte derselbe. Doch ich sehe, ich habe keine treuen Diener. Man spottet meiner Befehle. Wie konnte er sonst in die Festung kommen?

— Das ist allerdings unbegreiflich. Ich bin der Ansicht, daß wir diesen Menschen vernichten müssen.

— Bei Gott, er soll nicht leben!

— Aber wir müssen ihn durch eine List fangen. Gewalt würde hier kaum zum Ziele führen.

— Wie aber, Anna?

— Ich werde das überlegen. Es ist zwei Uhr. Ich will Toilette machen.

Der Fürst küßte Anna auf die Stirn und verließ dann ihre Gemächer.

Sobald er gegangen war, warf sich Anna auf ein Sopha. Die Spannung in ihren Zügen wich; sie ließ das ganze Entsetzen, das sie empfand, austoben. Sie ergriff das Papier, das noch immer auf dem Tische lag, und las es wieder.

— O, Franzis, murmelte sie, nun ist es entschieden — Du oder ich. Ich habe in meinem Leben Niemand geliebt, als Dich. Ich

hasse jetzt Niemand so, wie Dich. O, daß ich Dich vernichten muß!

Anna preßte das Papier krampfhaft zwischen den Fingern und zerriß es dann mit einer Hast, die ihre innere Erregung verrieth.

Hierauf klingelte sie und befahl der eintretenden Kammerfrau, sie anzukleiden.

Während dies geschah, wandte sich ihr unruhiger Blick bald hierhin, bald dorthin. Sie schien Jemand zu erwarten und seine Ankunft sehr zu ersehnen.

Plötzlich schien ihr eine neue Idee zu kommen.

Sobald ihre Toilette nothdürftig vollendet war, schrieb sie auf ein Stück Papier folgende Worte:

„Lieber Karl! Zur Verfolgung des Menschen, der mich beleidigt hat, bedarf ich eines getreuen und schlauen Mannes. Ich habe mir dazu den ehemaligen Polizeihauptmann von Waldringer ausersehen, den ich mir von Deiner Gnade erbitte."

Dies Billet siegelte sie und befahl der Kammerfrau, dasselbe sofort und zwar direkt an den Fürsten zu befördern.

Nach zehn Minuten war die Antwort da:

„Meiner Anna Wunsch ist Befehl. Waldringer wird um vier Uhr bei Dir sein."

Anna faltete das Papier wieder zusammen und sagte:

— So ist es gut.

Hierauf ließ sie sich vollends ankleiden und zwar mit besonderer Sorgfalt.

Dann entließ sie die Kammerfrau. Sie selbst begab sich zur Prinzessin zum Diner. An der Thür ihres Zimmers drehte sie sich noch einmal um. Der gegenüberhängende Spiegel strahlte ihr Bild in glänzender Schönheit wieder.

Ein triumphirendes Lächeln flog über ihre Züge. Ihre rechte Hand streckte sich gebietend aus, aus ihren Blicken leuchtete ein wildes, verzehrendes Feuer.

— Graf Westhall, murmelte sie, Arabella, der Prinz, die Prinzessin, Frensburg, Alle in Steinfels und dann Sturm und Vernichtung! Alle meine Feinde an einem Tage! Und dann siege ich. Ueber Franzis' Leiche schreitet mein Geschlecht zum Throne! — Franzis! Franzis! Gern schonte ich Dein! Aber Du mußt fallen, fallen, wie alle Anderen.

2.

Neue Ehren.

Um vier Uhr meldete der dienstthuende Kammerherr dem Fürsten, der mit dem Kammerpräsidenten in seinem Kabinet arbeitete, den Grafen von Westhall.

Der Fürst erhob sich sogleich.

— Lassen wir diese Sachen für heute, Herr Präsident, sagte er. Wir setzen sie morgen um dieselbe Stunde fort.

Der Präsident verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung.

— Ich erwarte den Grafen, sagte der Fürst.

Einen Augenblick später betrat Arabella's Vater das Gemach. Die Sorgen der letzten Zeit hatten noch tiefere Furchen in sein Antlitz gegraben, als dies das trübe Geschick früherer Tage gethan hatte. Seine Haltung war noch grade und ungebeugt, aber mühselig und angestrengt.

Er grüßte den Fürsten durch eine leichte Verbeugung und nahm auf dessen stumme Einladung einen Sessel.

— Herr Graf, begann der Fürst, ich habe

Sie heute hierher beschieden, um Ihnen mein Bedauern auszudrücken über die unglückliche Verwickelung, welche auf Sie den Schein eines bösen Verdachtes geleitet hat.

— Euer Durchlaucht thun mir zu viel Ehre an. Ich glaube den Schein dieses Verdachtes von mir abgewälzt zu haben.

— Desto besser, Herr Graf. An mir aber ist es, Ihnen für das widerfahrene Unrecht Genugthuung zu geben.

— Ich danke Eurer Durchlaucht. Ich bedarf derselben nicht.

— Das ist zu stolz, Herr Graf! In dieser Zeit bedarf ein Jeder des Andern.

— Wer Anforderungen an die Zukunft macht, bedarf allerdings des Andern.

— Und Sie? Machen Sie keine Anforderungen an die Zukunft?

— Sehen Euer Durchlaucht mein graues Haupt an. Dies Haupt ist grau geworden in Sorgen und Mühen. Und all dies Sorgen und Mühen hat das rollende Rad der Zeit nicht einen Augenblick aufgehalten. Ich hoffe nichts mehr für die Zukunft.

— Sie sehen zu schwarz. Sie sind deprimirt durch die Unbill, die man Ihnen angethan

hat. Ich begreife das und werde auf ein Mittel sinnen, das Alles — —

— Warum fragen Euer Durchlaucht nicht lieber, wer dem Grafen Westhall diesen Schimpf angethan hat?

— Meine Gerichte werden Alles anwenden, dieser Sache auf den Grund zu kommen.

— Euer Durchlaucht Gerichte? Sie sind nicht nöthig, um hier klar zu sehen.

— Aber doch das einzige Mittel, die Wahrheit zu erfahren.

— Ich kenne die Wahrheit, Durchlaucht.

— Sie? Nun und wer war der Schurke?

— Wen nennen Euer Durchlaucht einen Schurken? Nennen Sie den so, der seinen Reichthum, seinen Rang, sein Ansehen dazu anwendet, durch Andere Verbrechen ausüben zu lassen? Oder ist es der, der um schnödes Geld thut, was ihm geboten wird, ohne rechts und links zu sehen, ohne zu fragen, ob es Recht oder Unrecht sei?

— Ich nenne Beide so.

— Dann kann ich Euer Durchlaucht nicht alle diejenigen nennen, welche bei dieser Gelegenheit Schurken geworden sind.

— Warum nicht, Herr Graf? Ich denke, daß mir nichts geheim bleiben darf.

— Was zu Ihrem Amte gehört als ersten Richter dieses Landes. Hier aber giebt es nur Einen zu richten — —

— Lassen Sie uns die Zeit nicht tödten mit leeren Redensarten; die Namen, Herr Graf.

— Der Eine ist der Marquis von Souveny.

— Ah! Und der Zweite?

— Ist sein Schreiber.

— Haben Sie noch einen Dritten?

— Ja, Durchlaucht. Derselbe, der Alphons von Frensburg in jener Nacht überfallen ließ, um ihn zu tödten, derselbe, dessen Namen von den Lippen des sterbenden Strolches schallte, den Frensburgs Degen zu Boden gestreckt hatte.

— Quesnoy?

— Nein, Durchlaucht. Quesnoy war nur das Werkzeug. Seine Lippen sprachen jenen Namen, als er sterbend sich zu Frensburgs Füßen wand.

— Und der Name?

— Anna Belfront.

— Herr Graf —!

Der Fürst sprang bei diesen Worten wie von einer Schlange gebissen von seinem Sessel auf. Eine dunkle Röthe bedeckte sein Antlitz.

— Ist heute alle Welt wahnsinnig? rief er

stotternd. Anna? Was soll Anna mit diesem Mörder?

Dann preßte er die Hand vor die Stirn und ging ein paarmal im Zimmer schnell auf und ab.

Endlich blieb er vor dem Grafen stehen und sagte mit gepreßter Stimme:

— Herr Graf, wissen Sie, daß Anna, Gräfin von Klingenburg, meine Gattin ist?

— Nein, Durchlaucht, das weiß ich nicht, erwiederte der Graf mit vollkommener Ruhe.

— Haben Sie Beweise für das, was Sie behaupteten? Bei Gott! Ich ließe es Ihnen nicht ungestraft hingehen, wenn Sie die Gräfin ungerecht verläumdet hätten!

— Durchlaucht, ich habe lange genug gelebt, um zu wissen, daß man niemals in der Welt etwas behaupten darf, was man nicht beweisen kann. Das, was ich behauptet habe, kann ich beweisen.

— Und wie soll die Schuld der Gräfin sein?

— Ich habe einst gegen eine gewisse Anna Belfront gesprochen, die die Geliebte unseres Herrn und Fürsten war; ich habe gegen sie geredet, weil ich Menschen nicht fürchtete, sondern allein mein Gewissen. Nur ein Mann stand damals treu an meiner Seite, mit dem Worte

und mit der That. Dieser Mann war Alphons von Frensburg, der wackerste Kavalier dieses Landes. Am Tage darauf ward er von Meuchelmördern überfallen und nur sein starker Arm, sein guter Muth rettete ihn von einem schmählichen Tode. Der sterbende Mörder aber bekannte, im Dienste jener Frau zu stehen. An demselben Tage ward bei mir Haussuchung gehalten und man fand Briefe verrätherischen Inhalts. Daß ich jene Briefe nicht geschrieben habe, hat sich herausgestellt. Die Wenigen, die damals an meine Schuld glaubten, sind heute vom Gegentheil überzeugt. Gestern aber kam ein Mann zu mir, der mich an jenen Tag erinnerte, wo jene Briefe in mein Pult gelegt wurden. Dieser Mann hat jener Frau finstere Rache gelobt; er hat mir den Beweis gegeben, daß sie darum wußte, als der Marquis von Souveny die Briefe in mein Pult legen ließ, daß sie es billigte, weil sie mich vernichten wollte.

— Wer war der Mann?

— Franzis Belfront nannte er sich.

— Wieder Franzis Belfront! Immer dieser Mensch!

— Durchlaucht, dieser Mensch hatte nur Eins auf der Welt, wofür er arbeitete und sich

mühte — sein Weib. Er liebte dieses Weib wahnsinnig, wie wenig Menschen zu lieben vermögen. Sie, Durchlaucht, haben ihm dieses Weib genommen und er mußte zum Verbrecher werden.

Bei diesen Worten richtete sich der Fürst stolz empor.

— Herr Graf, sagte er, Sie erlauben sich eine Sprache, die sich Ihrem Fürsten gegenüber nicht ziemen will. Soll ich Ihnen Rechenschaft ablegen von dem, was ich that? Doch ich will Ihrem greisen Haar nicht den Tribut entziehen, den ein Mann von Ihren Verdiensten zu fordern wohl berechtigt ist. Eine genaue Untersuchung wird feststellen, ob eine so hochgestellte Frau sich so vergangen hat. Sie werden dafür sorgen, daß Ihr Zeuge nicht fehlt.

— Mein Zeuge, Durchlaucht? Jener Mann ist des Landes verwiesen; er kann mein Zeuge nicht sein. Doch wünschen Sie Zeugen, so laden Sie nur den Herrn Marquis von Souveny ein, mit seinem Schreiber hierher zu kommen. Dann verhaften Sie diesen Burschen. Er hat die Papiere in mein Pult gebracht.

— Woher wissen Sie das?

— Von Franzis Belfront.

— Dieser Mensch muß mit dem Teufel im Bunde sein. Er ist überall, trotz Mauern und Schildwachen. Eine ehrenwerthe Bekanntschaft für Sie, Herr Graf, ich gestehe es!

— Durchlaucht, die Werkzeuge der Vergeltung sind nicht unsere Freunde. Wir brauchen sie, aber wir lieben sie nicht. Ich bin hierhergekommen, Ihnen frei und offen zu sagen, wie es einem Kavalier geziemt, daß mein Herz voll Bangen in die Zukunft sieht. Hier stehe ich vor Ihnen, meinem Fürsten, und Gott sei mein Zeuge, daß ich nichts will, als Ihr Wohl, als das Wohl dieses Landes. Doch um Ihrer selbst willen mußte ich reden von dem, was der Fluch dieses Landes geworden ist, weil sonst Keiner reden wollte. Durchlaucht, hat jemals einer der Grafen von Westhall sein Schwert für eine andere als eine gute Sache gezogen? — Nun wohl, so will auch ich treu an der Devise unseres Wappens halten. Ich sage Ihnen, Durchlaucht, Anna Belfront hat in Ihr Haus einen Fluch gebracht, daran es zu Grunde gehen muß, Hören Sie auf den Angstschrei des Volkes, Durchlaucht! Sehen Sie, wie das Maal des Schreckens auf den Gesichtern Ihrer Unterthanen sich allmälig in ein tödtliches Zeichen der Wuth

umwandelt! Sehen Sie über dem Bestehenden das drohende Schwert der Revolution und dennoch diejenigen, die retten könnten, retten müßten, verblendet an den Abgrund taumeln, der sie verschlingen wird. Dann sehen Sie jene Frau mit der gewaltigen Kraft Ihres Geistes ein Ziel verfolgen, ungeachtet der überall drohenden Gefahr selbst an dem Hergebrachten reißen, weil das Alte einstürzen muß, ehe das gebaut werden kann, was sie anstrebt. Wissen Sie, Durchlaucht, was der Zweck dieser Frau ist? — Ich habe nie gelernt, das Wort zu wägen, um es so zu drehen, wie es dem Höherstehenden angenehm war; ich weiß, was der Zweck dieser Frau ist, ich fühle es, daß es so sein muß, ohne den Beweis dafür zu haben, und ich will heute sprechen, da es Noth thut, daß gesprochen wird. Sie haben diese Frau aus einer niederen, unbekannten Existenz emporgehoben zu glänzender, einflußreicher Stellung. Aber sie will mehr. Sie will an die Stelle einer hochberühmten Dynastie, die seit Jahrhunderten als Herr dieses Landes in dem Kranze deutscher Fürsten glänzt, eine andere setzen, deren Ahnherrn, das Kind der Liebe, sie heute unter ihrem Herzen trägt. Sie pflanzt das Banner

der Revolution auf dem Throne auf und begrüßt frohlockend die entsetzliche Gewalt, welche von außen an dem Rechte der Fürsten zerrt. Sie strebt dasselbe an von oben, was das lang geknechtete und nun im grimmen Zorne erwachte Volk von unten zu erreichen bemüht ist. Und an dem Tage, wo von außen her die Lärmtrompete erschallt, wird Anna Belfront ihres Sieges harren. Doch wird das Ungeheuer, einmal losgelassen, sich nicht mit den vorgeworfenen Opfern begnügen. Mit ihrem Blute wird der Durst nach Blut sich nur verstärken und die verschlingen, welche die Herren zu sein sich dünken. O, Durchlaucht, noch vielleicht ist es Zeit! Wenn nicht Ihr Herz die Wahrheit dessen fühlt, was ich gesprochen habe, so schauen Sie um sich, hören Sie den Ruf: Tod Anna Belfront! aus des Volkes Mitte, sehen Sie den Gatten, dem Sie sein Weib nahmen, umhergehen und die tolle Flamme schüren, und denken Sie, daß die wilde Zeit keine Wahl gestattet. Mag Anna Belfront ruhig Ihr Herz besitzen, doch von dem Laufe des Weltgeschicks bleibe sie fern. In ruhiger Stille mag Sie Ihnen leben, doch für die Welt ist es gut, sie stirbt. Ich biete Westhall, Durchlaucht. In den weiten Räumen dieses

Schlosses kann sie still harren, bis ihre Stunde kommt. Vielleicht wird dort des Rächers Arm nicht finden, was ihm hier nicht entgeht. Verzeihen Sie, Durchlaucht, daß ich es frei ausspreche, was mich und jeden guten Unterthan bedrückt. Ich rede heute und dann nicht mehr wieder. Nur eine Bitte habe ich noch.

Der Graf schwieg. Eine tiefe Erregtheit spiegelte sich auf seinen Zügen. Sein Auge hing wie bittend an den Fürsten.

Der Fürst aber fühlte sich von tausend Bildern umschwirrt, die alle wie trübe Zeichen der Zukunft sich ihm aufdrängten. Jener Auftritt in Steinfels, der geheimnißvolle Brief, die Stimmung des Landes, endlich die beunruhigenden Nachrichten aus Frankreich, Alles vereinigte sich, ihn zu verwirren und zu quälen. Zum erstenmal überkam ihn unwiderstehlich eine beklemmende Stimmung, eine schwarze Ahnung der Zukunft.

Er mußte sich gestehen, daß er einen Fluch auf sich geladen hatte, dadurch, daß er ein heiliges Band zerrissen, um seiner Lust zu fröhnen. Er wollte dem Grafen zürnen, der schonungslos die Wunde aufgerissen hatte; aber er vermochte es nicht. Seine Seele beugte sich vor diesem

Manne, der nicht den Zorn der Menschen fürchtete, wo es sich um das Wohl des Fürstenhauses und des Landes handelte.

Er saß lange mit vornübergebeugtem Haupte und konnte die quälenden Bilder nicht verbannen.

Dann hob er langsam den Kopf und sagte ruhig:

— Sie sprachen von einer Bitte, Herr Graf. Und welche ist das?

— Eine große Gunst, Durchlaucht. Sie sprachen von Genugthuung für das mir zugefügte Unrecht. Die Erfüllung meiner Bitte wird diese Genugthuung vervielfältigen. Ich weiß, daß die Ritterschaft sich erboten hat, Truppen zu stellen, ihre Dienerschaft zu bewaffnen. Ich erbiete mich, zwei Kavaliere zu stellen, die ihr Leben für das Leben Eurer Durchlaucht lassen. Und noch ein Leben giebt es, das sie schützen wollen, das des Prinzen, Ihres Sohnes. Lassen Sie mich und Alphons von Frensburg die Hüter Ihres Kindes sein!

Der Graf hatte die letzten Worte in dem Tone überzeugender Wärme gesprochen.

Die seltene Offenherzigkeit und die ritterliche Opferfähigkeit des Grafen verfehlten ihren Eindruck auf den Fürsten nicht.

Fürst Karl war eine jener Naturen, die zu schwach sind, um das Gute allein zu finden, oder, wenn sie es gefunden, es ohne Scheu zu thun, die aber dem Einflusse desselben da, wo es von außen an sie herantritt, nicht selbstisch widerstreben.

Er ergriff mit Wärme des Grafen Hand und sagte bewegt:

— Daran erkenne ich den Grafen Westhall, den wackeren Sproß des edelsten Geschlechtes. Wir gehen in einigen Punkten mit unseren Ansichten auseinander. Sie haben mir heute derb die Wahrheit gesagt, doch ich kann sie vertragen. Nur eins muß ich Ihnen sagen, lieber Graf. Anna, die Sie den Fluch meines Hauses genannt haben, Anna, deren Feind Sie sind, hat vor wenigen Stunden mir gerathen, Sie zum Schutz des Erbprinzen zu erlesen.

— Das that die Gräfin?

— Das that sie, Herr Graf. Sie fügte hinzu, daß durch dies Zeichen des höchsten Vertrauens das Unrecht wieder gut gemacht werden könnte, das jene ungerechte Anklage Ihnen angethan.

Der Fürst erwartete offenbar von diesen Worten eine große Wirkung auf den Grafen.

Der Graf aber blieb ruhig, fast kalt und stumm.

— Ist Ihr Mißtrauen noch nicht geschwunden? fragte der Fürst lächelnd.

— Ich wage es nicht, Durchlaucht, Mißtrauen zu hegen gegen eine Frau, die Ihnen so nahe steht. Ich sprach vorhin von Thatsachen, nicht von Vermuthungen. Möge der Allmächtige die trüben Ahnungen, die daran sich knüpfen, zu Gebilden der Phantasie werden lassen, die sich nie erfüllen. Ich will ihm innig dafür danken.

— Ich weiß das, Herr Graf, ich weiß das. Hier meine Hand, Sie sind der, dem ich mein Kind anvertraue.

— Durchlaucht, dieser Arm versteht es noch, den Degen zu führen.

— Mag Gott es dahin nicht kommen lassen.

Wenige Minuten nach der oben beschriebenen Unterredung zwischen dem Fürsten Karl und dem Grafen von Westhall begab sich in der Wohnung des Letzteren folgender Vorfall.

Der Graf bewohnte, wie wir wissen, ein Haus in der Stadt, während das eigentliche alte gräfliche Hotel in einem wenig wohnlichen Zustande sich befand.

Arabella hatte auf den Wunsch ihres Vaters das Schloß verlassen und einige Zimmer in seiner Wohnung bezogen. Sie theilte dieselbe außerdem nur noch mit Klothar, dem Geächteten.

Arabella befand sich allein auf ihrem Zimmer. In ihrem ganzen Wesen war eine große Veränderung vorgegangen. Das sonst so leichte, elastische Wesen war einer ernsten, ruhigen Ueberlegung gewichen. Die Seite des Verstandes hatte sich bedeutend gebildet, da ihr Herz den ersten großen Schmerz gelitten hatte.

Sie saß jetzt am Fenster, in die Lektüre eines Buches vertieft. Aber Gedanken mancherlei Art schienen aus den Blättern ihr zuzufliegen; denn bald hob sie den Blick empor und ließ ihn einen Augenblick an der Decke haften, bald sank ihr Haupt in die Hand und sie schien lange einen Gedanken nicht los werden zu können, der sie quälte.

Jetzt betrat eine ältliche Dame das Zimmer. Sie war Arabella von ihrem Vater als Gesellschafterin beigegeben und war ihr eine mütterliche Freundin geworden.

— Sie sollten nicht so anhaltend lesen, sagte sie. Das noch immer schöne Wetter lockt hinaus. Wollen nicht auch Sie noch einmal den schwindenden Sommer genießen?

— Heute nicht, meine Liebe. Der Vater wird gleich kommen.

— Da ist er schon!

Die Gesellschaftsdame eilte zur Thür. Man vernahm auf der Treppe einen festen Mannestritt. Arabella hatte sich in der Erwartung, daß es der Graf sein könne; erhoben und war an die offene Thür getreten.

In demselben Augenblicke stand Alphons von Frensburg vor ihr.

Arabella hatte ihn seit jenem Abende auf Westhall nur flüchtig ein paarmal gesehen. In ihres Vaters Haus hatte sie still in ihrem Zimmer gelebt und es gemieden, den Kavalieren, die dort verkehrten, zu begegnen. Zudem hatte Alphons von Frensburg die letzte Zeit an seinen Wunden darniedergelegen.

Arabella erröthete, als der Jüngling vor ihr stand. Sein Antlitz war noch außerordentlich bleich, aber seine Haltung war wieder, wie vordem, kräftig, fast stolz zu nennen.

Arabella verbeugte sich leicht und geleitete ihn in das Empfangszimmer.

— Ich komme heute, um dem Herrn Grafen meinen Dank zu sagen für die vielen Krankenbesuche, die er mir abzustatten die Güte hatte.

Ich treffe Sie hier und vergesse fast, was mich hergeführt.

Mit diesen Worten betrat Herr von Frensburg den Salon.

Arabella erröthete wieder leicht bei diesen Worten. Sie ladete den jungen Kavalier zum Sitzen ein und nahm ihm gegenüber Platz. Sie fühlte eine Befangenheit, die ihr sonst fremd war.

Wir haben schon früher bemerkt, daß Alphons von Frensburg eine große Aehnlichkeit mit Franz Wenger hatte. Mochte dies der Grund der Verwirrung sein, die Arabella empfand, oder mochte ihr das Alleinsein mit einem ihr so ziemlich fremden jungen Manne drückend sein, sie gelangte nicht zu der Ruhe, die ihr sonst eigen zu sein pflegte.

— Sie haben einen blutigen Zusammenstoß gehabt, sagte sie. Es ist arg, daß in unserer Zeit noch ein Mörder es wagen darf, auf offener Straße Jemand anzufallen.

— Besonders wenn der Mörder, wie Sie sagen, gnädiges Fräulein, ein Edelmann ist und im Dienste von Edelleuten steht.

— Mein Gott, ein Edelmann?

— Haben Sie den Namen nicht gehört?

Doch ich vergesse — für ein zartes Ohr taugt nicht solch rauhes Thun.

Arabella dachte in diesem Augenblicke an Franz Wengers Schicksal, das ihre Phantasie ihr stets entsetzlich ausmalte. Ein tiefer Seufzer entrang sich unwillkürlich ihrer Brust.

Alphons fuhr fort:

— In dieser Zeit wankt das Alte, wankt Ordnung und Gesetz und aus dem Nachbarlande weht der Athem des Verderbens. Wohl dem, der ein Herz kennt, dem er ganz vertrauen darf, denn bald wird es geschehen, daß der Bruder nicht mehr dem Bruder und das Kind nicht mehr den Eltern traut.

— Die Farben sind sehr finster, Herr von Frensburg, sagte Arabella. Die Zeit, die Sie geschildert, wäre entsetzlich.

— Die Farben sind nicht so finster, wie das Schicksal selbst, dessen Bild sie malen. Sie, gnädiges Fräulein, ahnen nicht die tiefe Zerrissenheit, die verzweifelte Unhaltbarkeit unserer Verhältnisse. Man mag mit bunten Flittern diesen Abgrund decken, wer tiefer sieht, schaut doch nur Tod und Moder.

— O mein Gott!

— Doch glauben Sie nicht, daß ich ver-

zweifle; ich weiß, was kommt, aber ich werde es auch zu tragen wissen. Haben Sie von dem unglückseligen Arnsdorf gehört, den man auf Steinfels eingekerkert? Ihm hat der nahende Tag der schrecklichen Vergeltung den hellen Geist getrübt; ihn hat der Zukunft blutig Bild mit solcher Macht erfaßt, daß er an nichts mehr denkt, als an die Zukunft. Er hat dem Volke den nahen Sturm der Vernichtuug verkündet; doch welch' verblendetes Volk hätte je dem Propheten geglaubt? Kassandra's Stimme ward in Troja nicht gehört, als sie die Todesahnung bebend sang. Arnsdorf erklärt man ebenso für einen Narren.

— Und Sie, Arabella? fuhr Alphons fort. Haben Sie je an die Zukunft gedacht? Haben Sie daran gedacht, daß Ihres edlen Vaters Arm einst sinken könnte im Dienste des Vaterlandes? — Ich hatte einen Traum. In wilder Schmerzensnacht, als meine Wunde brannte und mein siedend Blut empört und rasend in den Adern rollte, trat ein seltsames Bild an mein hartes Lager. Ich sah Ihre Gestalt vor mir stehen und ringsum stürmten finstere Gewalten, Tod und Verderben drohend Ihrem Dasein. Es rief mich wie mit tausend Stimmen zur Hülfe.

Ich durfte an Ihrer Seite stehen und kämpfen für Ihre Rettung, und frohlockend rief ich es in alle Welt, daß ich für Sie streiten durfte und daß Ihr Auge dankend auf den Retter schaute. Wild war der Kampf, in Strömen floß mein Blut, doch Ihre Feinde lagen alle getödtet und Sie waren frei, gerettet. Betend sanken Sie bei mir nieder, betend, daß mein Leben erhalten werden möge. Ihre Worte, sie klangen in die Nacht, die mein brechendes Auge überkam, wie der Engel Stimmen im Himmel droben. Nie geahnte Wonne empfand die Seele, da sie von irdischen Banden frei ward, um die Erhaltung eines anderen Daseins frei ward. Solcher Tod war Leben, wonnevoll erblühendes Leben!

Alphons von Frensburg hatte in tiefer Erregung gesprochen. Seine bleichen Wangen rötheten sich, seine Muskeln spannten sich und sein Blick hing wie träumend an Arabella.

Jetzt erfolgte eine Pause.

Arabella fühlte sich verwirrt, von den seltsamsten Empfindungen bewegt.

Was sollte diese Sprache? Sie wollte sich erheben, um das Zimmer zu verlassen; aber sie bedachte in demselben Augenblicke, wie lächerlich

es wäre, auf dieſe Weiſe eines vielleicht nur eingebildeten Grundes wegen alle Schicklichkeit aus den Augen zu ſetzen.

Aber jetzt erhob ſich Alphons plötzlich und ehe Arabella aufſpringen konnte, lag er zu ihren Füßen. Er ergriff ihre Hand und rief flehend:

— Arabella, laſſen Sie mich an Ihrer Seite kämpfen, ſterben, wenn es ſein ſoll, für Sie! O laſſen Sie den Traum der ſtillen Nacht ein Bild ſein, nicht ſo blutig, nicht ſo hoffnungslos, wie jenes Bild, ſondern wie der Morgen eines ſchönen Tages.

— O mein Gott, rief Arabella, ich beſchwöre Sie, ſtehen Sie auf!

— Nicht eher, bis Sie mein Urtheil geſprochen haben.

— O ſtehen Sie auf! Nicht dieſe Sprache! Es darf nicht ſein!

Und Arabella riß ſich gewaltſam los, indeß eine tiefe Röthe ihre Züge überflog.

Alphons von Frensburg erhob ſich in demſelben Augenblicke.

— Arabella, ſagte er mit feſter Stimme, verzeihen Sie mein Ungeſtüm; man iſt nicht jeden Augenblick Herr ſeiner Leidenſchaft.

Und einen Schritt zurücktretend, fuhr er fort:

— Doch sei es in dieser Stunde ausgesprochen, was ich lange in mir trage, was in der letzten Zeit zur klaren Pflicht in mir geworden: Daß ich Sie liebe, wie ein Männerherz lieben kann, daß ich dieses Herz Ihnen biete, daran Sie ruhen mögen in so schwerer Zeit, und diesen Arm, der Sie zu schützen vermag. Arabella, sprechen Sie mein Urtheil!

— Nun denn, entgegnete Arabella mit fester Stimme, ich darf Ihr Herz nicht annehmen, Herr von Frensburg, weil ich Ihnen nicht Gleiches bieten könnte — Liebe um Liebe; weil dieses Herz für einen Anderen schlägt.

Arabella wandte sich tief erröthend ab.

Alphons stand einen Augenblick regungslos, wie erstarrt. Dann umzog ein tiefer Schmerz seinen zusammengepreßten Mund. Aber er überwand diese Schwäche und den Blick frei zu der Jungfrau erhebend, sagte er leise:

— Ich danke Ihnen, Arabella, für diese Offenheit; sie zeigt mir, daß Sie mich achten. Ich werde diesen Schmerz tragen. Vielleicht kommt doch einst der Tag, wo ich meinen Degen für Sie ziehen darf. Vergessen Sie dann nicht, daß Alphons von Frensburg, der Ihr

Gefühl heilig hält, wie das seinige, sein Blut gern dahingeben wird für Ihre Zukunft.

Mit diesen Worten verließ Alphons den Saal.

Arabella stand noch immer an jener Stelle, wo Alphons zu ihr geredet hatte. Es war ihr, als ob ihr Herz brechen wolle vor namenlosem Schmerz.

— Auch er, murmelte sie, elend durch mich! Elend, wie ich es bin durch Franz!

Sie lehnte das Haupt an das Fenster und fühlte, wie eine Thräne sich losrang aus ihrem Auge. Sie hörte Tritte von unten und vernahm ihres Vaters Stimme. Dann ging eine Thür und Alles war wieder still.

Arabella stand lange so. Sie hörte es nicht, daß hinter ihr die Thür sich öffnete. Sie fuhr erschreckt auf, als ganz dicht bei ihr eine Stimme sagte:

— Was ist Dir, mein Kind?

Sie wandte sich um. Ihr Vater stand vor ihr.

Der Graf betrachtete sie einen Augenblick sinnend; dann sagte er:

— Du hast geweint, Mädchen. Ich bin einem jungen Kavalier begegnet, in dessen Antlitz auch viel Trübes geschrieben stand. Und doch hätte ich gewünscht, er wäre fröhlich gewesen.

— O mein Vater!

— Arabella, haſt Du wohl bedacht, was Du thateſt?

— Du weißt?

— Ich weiß Alles. Ich habe lange auf den Augenblick gehofft, wo Alphons verlangte, mein Sohn zu werden. Und Du haſt ihn zurückgewieſen.

Arabella's Antlitz überzog eine fahle Bläſſe. Sie ſtützte ſich mit der rechten Hand auf die Lehne des Seſſels, auf dem Alphons vorher geſeſſen hatte. Ein Zittern überlief ſie und ſie konnte nichts hervorbringen, als:

— Vater, Vater, ſei barmherzig!

Sie ſprach dies in flehendem Tone.

Der Graf ergriff ihre Hand.

— Weißt Du, mein Kind, ſagte er weich, was es heißt, in dieſer Zeit ein treues Herz zurückzuweiſen? Alphons iſt ein ſo edler, ritterlicher Charakter, daß er wohl ein wenig Liebe verdient. Sollte ein Anderer Dein Herz beſitzen?

Glühende Röthe bedeckte Arabella's eben noch ſo bleiche Wangen.

Der Graf ſchwieg einen Augenblick. Ein ſeltſamer Gedanke war ihm gekommen, den er

von sich wies, der aber wieder und wieder sich geltend machte.

Wir erinnern uns, daß in der Entführungsgeschichte der beiden Knaben Edgar und Wilibald der Name Arabella in geheimnißvoller Verbindung mit einem Jäger des Fürsten genannt worden war. Das kam jetzt dem Grafen in's Gedächtniß und wieder und wieder mußte er sich die Frage vorlegen: Sollte hier ein Zusammenhang sein?

Er fuhr jetzt fort:

— Ich bin Alphons von Frensburg begegnet, als er von Dir kam. Er hat mir gesagt, daß er Dir seine Hand geboten, daß Dein Herz aber einem Anderen gehöre. Arabella, wer ist dieser Andere?

— O, mein Vater, nur jetzt nicht! O, dieser Augenblick ist schrecklich!

— Jetzt, mein Kind, jetzt muß es sein! Antworte mir!

— Nun denn, sagte Arabella, nach Fassung ringend, so mag es sein. Ja, Vater, ich liebe!

— Wen, Arabella?

— Einen Gestorbenen, mein Vater. Einen edlen Jüngling, der zweimal meinetwegen sein Leben wagte; einmal, da er mich den Fluthen

des Sees entriß, ein andermal, da er es verlor, weil er mich zu sehr liebte.

— Jenen — Jäger des Fürsten, Mädchen?

— Ja, mein Vater.

— O meine Ahnung!

Der Graf trat einen Schritt zurück und kreuzte die Arme über einander.

— Die Tochter des Grafen von Westhall, sagte er gedehnt, liebte einen Diener? O, daß Du diesen Schimpf über mein Haupt bringen mußtest!

— Verzeihung, mein Vater! rief Arabella in Thränen ausbrechend. Verzeihung, um aller Heiligen willen!

— Und deshalb hast Du Frensburg abgewiesen? Um eines Jägers willen? Arabella, Du gehst einen schlimmen Weg!

Der Graf sprach die letzten Worte in bitterem Tone.

Arabella wollte einen Schritt vorwärts thun. Aber sie wankte. Ihre Knie zitterten. Sie wollte reden. Aber ihre Stimme versagte ihr. Mit einem Schrei stürzte sie zusammen.

Der Graf fing sie in seinen Armen auf und legte sie auf das Sopha.

Dann ging er mit großen Schritten auf und ab. Endlich zog er heftig an der Klingel.

Er befahl den eintretenden Dienstboten, Arabella auf ihr Zimmer zu bringen, und ließ einen Arzt holen. Während dieser um die Erkrankte beschäftigt war, stand er im Nebenzimmer am Fenster, die Hand fest vor die Stirn gepreßt.

— Das Alte wankt, sagte er dumpf vor sich hin. Ein neues Jahrhundert wird geboren. Bald ist mein Thun auf dieser Welt vollendet.

Man meldete ihm, daß Arabella's Bewußtsein wiedergekehrt sei und daß sie ihn dringend zu sprechen wünsche. Was er mit ihr gesprochen, ist zu Niemandes Ohr gedrungen.

Aber als er das Zimmer verlassen hatte, lag Arabella mit klarem, thränenlosem Blick, die Hände wie zum Gebet gefaltet da und der Friede schien in ihre kranke Brust zurückgekehrt zu sein.

Der Graf aber ging noch lange dröhnenden Schrittes in seinem Zimmer auf und ab und die Bilder, die ihn umgaben, schienen versöhnender Art zu sein, denn seine Züge hatten die ganze Ruhe wiedergefunden, die er sonst zu bewahren pflegte, und nur manchmal sagte er leise vor sich hin:

— Armes Kind, auch Du trägst einen Theil des Fluches, der auf meinem Hause ruht.

3.

Blutige Früchte.

Wir wissen, daß der Fürst eingewilligt hatte, den ehemaligen Polizei-Hauptmann von Waldringer zur Verfolgung des Franzis Belfront zu benutzen.

Um fünf Uhr Nachmittags, also zu derselben Zeit, wo Alphons von Frensburg Arabella seine Liebe gestand, wurde Herr von Waldringer bei Anna Belfront gemeldet.

— Sie haben nicht die angenehmste Zeit hinter sich, sagte sie zu dem Eintretenden.

— Nein, gnädige Frau. Der Arrest ist langweilig, der Schimpf der Amtsentsetzung ist bitter.

— Sie müssen sich zu trösten suchen, Herr von Waldringer. Man hat Sie vielleicht zu hart beurtheilt.

— Man hat mehr gethan! Man hat einen Kavalier ohne Fug und Recht in Arrest gesteckt, während hier eine Gefangenschaft auf Kavalier-Parole Sitte ist; man hat ihn dann, auf ganz und gar nichtige Gründe gestützt, nicht rechtskräftig verurtheilt, aber für unfähig erklärt, sei-

nen Posten länger zu bekleiden. Und das Alles dieses Arnsdorf wegen, eines Narren, dem es einfiel, das Volk aufzuwiegeln!

— Sie sind erbittert. Herr von Waldringer. Bedenken Sie aber, daß der Fürst — —

— Sie wollen sagen: nicht anders konnte.

— Der Adel haßt Sie, Herr von Waldringer.

— Ich weiß es.

— Das Volk liebt Sie auch nicht.

— Auch das weiß ich, gnädige Frau.

— So begreifen Sie — —

— Daß man mich fallen lassen mußte, wegwerfen, wie eine ausgepreßte Citrone. Ha, ha, das ist die Dankbarkeit des Fürsten! Doch, gnädige Frau, der Adel wird mich nicht allein hassen, das Volk wird mich nicht allein nicht lieben, sie werden mich auch — fürchten.

— Was soll das, Herr von Waldringer?

— Haben Sie noch nichts von draußen vernommen, gnädige Frau? Unsere Freunde sind geschlagen, unsere Feinde sind Sieger. Und wenn die Sieger in dieses Land dringen, wird ein kundiger Führer ihnen fehlen.

— Die Franzosen werden es nicht wagen, die Grenze zu überschreiten.

— Die Franzosen werden noch viel mehr wagen, gnädige Frau. Sie werden diese stolzen Kavaliere zu Paaren treiben und das elende Volk noch mehr knechten.

— Aber es ist nicht Ihr Ernst, Herr von Waldringer, mit dem republikanischen Gesindel gemeinsame Sache zu machen gegen Adel und Bürger.

— Ich hasse diesen Adel und diese Bürger, gnädige Frau.

— Ich hatte andere Pläne für Sie. Aber ich sehe, daß Sie Ihre Gesinnungen gänzlich geändert haben.

— Reden Sie, gnädige Frau.

Bis jetzt war die Unterhaltung stehend geführt worden. Jetzt aber sagte die Gräfin auf einen Sessel deutend:

— Nehmen Sie Platz.

Dann ließ sie sich selbst ihm gegenüber nieder.

— Erinnern Sie sich noch Franzis Belfront? fragte sie dann.

— Sehr gut, gnädige Frau; der Bursche wurde über die Grenze gebracht!

— Er ist zurückgekehrt.

— Er hat es gewagt?

— Ich habe schon zweimal das Vergnügen

seines Anblicks gehabt. Doch werden Sie begreifen, Herr von Waldringer, daß mir viel daran liegt, dieses Vergnügens fernerhin enthoben zu sein.

— In welcher Art näherte er sich Ihnen?

— In der unbegreiflichsten von der Welt, wenigstens das eine Mal. Das war auf Steinfels. Der Bursche muß mit dem Teufel in Verbindung stehen, daß keine Mauer, kein Graben voll stinkenden Wassers ihn aufhält.

— Mit dem Teufel oder mit einem Ihrer Bedienten, gnädige Frau.

— Dem sei, wie ihm wolle — er muß auf irgend eine Weise unschädlich gemacht werden.

— Ganz recht. Am besten wäre es, wenn er — —

Waldringer machte hier die Pantomime eines Dolchstiches.

Anna schauderte einen Moment. Sie hatte Franzis Belfront einst geliebt, ehe sie diese Liebe für das Gold des Fürsten verkaufte. Aber es blieb ihr keine Wahl. Franzis Belfront mußte fallen.

— Sie treffen meine Ideen, Herr von Waldringer, sagte sie kurz und kalt. Ich wünschte nicht, daß man ein Aufsehen von der Sache

machte — eine gerichtliche Unterſuchung würde dies bewirken.

— Abgeſehen davon, daß gegen Franzis Belfront nichts vorliegt.

— Er iſt verbannt und wiedergekehrt; Grund genug, ihn zu verhaften.

— Aber beſſer iſt es, daß er ohne Aufſehen verſchwindet.

— Sie verſtehen mich, Herr von Waldringer. Wenn Sie dieſen Auftrag gut zu Ende führen, ſo rechnen Sie auf meine ganze Dankbarkeit. Es kommt vielleicht bald eine Zeit, wo ich reichlich lohnen kann mit äußern Ehren. Dann ſollen Sie der Erſte ſein, deſſen ich gedenke. Vorläufig nehmen Sie dieſe Rolle Gold. Sie werden deſſelben bedürfen zur Ausführung Ihrer Pläne. Brauchen Sie mehr, ſo kommen Sie und fordern — —

— Sehr wohl, gnädige Frau.

Waldringer wollte ſich erheben, um zu gehen.

— Bleiben Sie noch, ſagte Anna, ich habe noch mit Ihnen zu reden.

Waldringer ſetzte ſich wieder. Die Gräfin fuhr fort:

— Sie ſagten vorhin, Sie haßten den Adel

und das Volk. Unter Umständen bin ich derselben Meinung.

Das Gesicht des ehemaligen Polizeihauptmanns nahm einen überaus listigen, boshaften Ausdruck an.

— Ich wußte das, gnädige Frau, sagte er.

— Woher wissen Sie das?

— Ebendaher, woher ich weiß, wie gewisse Kavaliere über Sie denken.

— Sie haben wirklich Anlage zum Spion.

— Ich habe Anlage zu Vielem, gnädige Frau. Meine Gaben sind noch lange nicht alle in Anwendung gekommen.

— Wen meinen Sie unter „gewisse Kavaliere"?

— Den Grafen Westhall, Herrn Alphons von Frensburg, Herrn von Trenkenburg und einige Andere.

Anna ließ einen stechenden Blick über Waldringers Züge gleiten. Dann sagte sie kalt:

— Sie mögen Recht haben, Herr von Waldringer, daß ich diese Herren nicht liebe, ebensowenig, wie sie mich.

— Sollen diese Herren das Schicksal des Franzis Belfront theilen? fragte der Hauptmann mit einem abscheulichen Lachen.

— Sie sind impertinent, sagte Anna kurz.

— Ein schöner Titel, gnädige Frau! Doch von so schönen Lippen weniger schmerzhaft.

— Hören Sie endlich auf mit Ihren unzeitigen Scherzen. Haben Sie gehört, daß Steinfels der Ort sein wird, wo die Kleinodien des Landes aufbewahrt werden sollen?

— Die Kleinodien? Das heißt: der Prinz, die Prinzessin und einige andere Werthgegenstände.

— Ganz richtig. Glauben Sie, daß die Besatzung von Steinfels im Falle der Grenzüberschreitung der Franzosen von Wichtigkeit wäre?

— Ganz sicherlich, gnädige Frau. Aber Steinfels ist sehr fest.

— Nicht so fest, als Sie meinen. — Der Fürst wird Ihnen eine Ordre ausstellen, die Sie zur Verfolgung von Franzis Belfront ermächtigt, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Einlaß in Steinfels zu begehren — —

— Ich begreife. — Unter dieser ehrenwerthen Firma sollen in einer schönen Nacht — einige andere Leute — nach Steinfels gehen, um dort — gewisse Personen — —

— Ich glaube, Sie verstehen mich. — Doch

beantworten Sie mir eine Frage: Können Sie schweigen? — —

— Ich bin lange genug Polizei-Offizier gewesen, um diese Kunst erlernt zu haben.

— Außerdem wissen Sie, daß, im Fall Sie zum Verräther an mir werden wollten, ein Wort hinreichte, Sie zu vernichten.

— Ich weiß es, gnädige Frau.

— Man würde dem ehemaligen Polizei-Hauptmann von Waldringer keinen Glauben schenken, wenn er gegen die Gräfin Klingenburg, die Gemahlin des Fürsten, als Ankläger auftreten wollte.

— Er ist außerdem zu klug, um in seinen Untergang zu rennen. Sie können unbesorgt sein, gnädige Frau.

Der Hauptmann sprach die letztern Worte mit einem verschmitzten Lächeln.

Dann erhob er sich und verließ mit einer Verbeugung das Zimmer.

Es hatte schon vor langer Zeit die sechste Stunde geschlagen, als Herr von Waldringer aus den Zimmern der Gräfin auf den langen Korridor trat, der den südlichen Flügel des Schlosses der ganzen Länge nach durchschnitt.

Eine leise Dämmerung hatte sich schon in

diesen langen, schmalen Raum geschlichen; Waldringer glaubte einen verhallenden Schritt zu vernehmen, der ihm klang, als ob Jemand mit leisen Schritten sich entfernte.

Er ging klirrenden Schrittes bis zu der großen Treppe, die nach dem Seitenportal führte.

An das Treppenhaus gelehnt stand ein Mann in der Livrée der fürstlichen Hofbedienten, der den Hauptmann ehrerbietigst grüßte.

Sobald seine Schritte aber auf den Steinstufen verklungen waren, ging eine merkwürdige Veränderung mit dem Bedienten vor sich.

Er hob die Hand wie drohend nach der Seite, nach welcher Waldringer verschwunden war. Seine Gesichtszüge, die soeben nichts, als das gewöhnliche Phlegma einer Bedientenseele gezeigt hatten, nahmen einen Ausdruck von drohendem Zorne an.

Jetzt erkennen wir in dem vermeintlichen Bedienten Franzis Belfront.

— Ein sauberer Helfershelfer, murmelte er; diese verdammte Wand, sie war zu dick, als daß ihre Worte durchdringen konnten; ich hätte gern gewußt, was die Beiden mit einander ausgemacht haben! War mir's doch, als ob mein Name genannt worden wäre!

Mit diesem Burschen nehm' ich's auf. Franzis Belfront ist schwerer zu fangen, als der Fuchs und der Wolf der Wälder. Ein Waldringer genügt nicht dazu.

Nach diesen leise vor sich hingesprochenen Worten verließ der Pseudo-Bediente ebenfalls das fürstliche Schloß, indem er eine Straße einschlug, die zu jenem einsamen, ärmlichen Stadttheile hinführte, der an der andern Seite des alten gräflich Westhall'schen Hotels lag.

Am Abend desselben Tages, um acht Uhr, füllte sich der eingegitterte Hofraum vor dem fürstlichen Schlosse mit den glänzendsten Equipagen der Residenz.

In den weiten Empfangsälen des Schlosses bewegte sich die Aristokratie des ganzen Landes, die in dieser bewegten Zeit sich um den Fürstenstuhl schaarte, mit der ganzen graziösen Eleganz, welche die vornehme Gesellschaft vor den Tagen der Revolution auszeichnete. Man scherzte und lachte, es flogen alle jene zierlichen und geistvollen Witzworte von Mund zu Mund, die in jener leichtfertigen, aber interessanten Sphäre der Gesellschaft geboren, mit ihr untergegangen sind, um dem Phönix des neuen Jahrhunderts, dem praktischen, strebsamen Ernste Platz zu machen.

Vor all' den hervorragenden Frauen, die den Glanzhimmel jenes Hofes bildeten, strahlte Anna Belfront durch Geist und Anmuth hervor.

Wir, die wir die mannigfachen Erregungen kennen, die an diesem Tage auf sie eingestürmt waren, müssen die Kraft des Geistes bewundern, die ihr gestattete, an dem Abend desselben Tages in der liebenswürdigsten Weise eine ganze Gesellschaft zu unterhalten und zu fesseln.

Man bewunderte sie, ohne zu ahnen, was für ein Opfer sie durch diese Liebenswürdigkeit bringe, sie, die die größten und gefahrvollsten Pläne erwägend und unternehmend, mit der einen Hand kalt nach der Mordwaffe griff, indeß die andere Blumen flocht zu dem leichten Spiele geselliger Tändelei.

Aber Anna Belfront war eine große Schauspielerin. Sie legte ihr Gesicht in die Falten harmloser Freude, indeß ihr Herz an den Tod des Mannes dachte, dessen ganzes Dasein sie vergiftet hatte; sie sprach mit lächelndem Munde eine nichtssagende Phrase der Höflichkeit aus, indeß in ihrem Busen alles Andere gestorben war, ausgenommen der glühende Haß gegen ihre Feinde.

Fürst Karl war am heutigen Abend ver-

stimmt. Die Scenen dieses Tages hatten seine charakterlose Seele in eine Verwirrung versetzt, die ihn wie auf schwankendem Kahne bald hierhin, bald dorthin warf.

Anna Belfront näherte sich ihm und sagte scherzend:

— Mein Freund kann selbst in dieser lustigen Gesellschaft den fatalen Stein noch nicht vergessen, der die gute Margaretha in so große Angst versetzt hat. Dieser alberne Stein aber wird nichts weiter thun, als auf das Haupt dessen fallen, der ihn geschleudert hat.

— Ich kann heute nicht scherzen, sagte der Fürst erregt.

— Du willst den Herbst repräsentiren, der draußen sein Haupt schüttelt, daß die gelben Blätter fliegen, indeß wir den schönen Sommer festhalten wollen.

— Den Sommer, der vergangen ist, Anna.

— Der draußen ist vergangen. In uns aber sollte er fortleben.

— Du bist glücklicher, als ich; Deine Seele schüttelt das Fremde, Unangenehme ab, ich bringe es nicht so weit; von dem Unangenehmen haftet bei mir lange noch etwas.

— Wir wollen Dir es abnehmen, Karl.

Sieh' um Dich die Blüthe der Ritterschaft bereit, Gut und Blut für Dich und Dein Haus hinzugeben. Glücklich der Fürst, für den noch so treue Herzen schlagen. Willst Du das Alles nicht beachten einer augenblicklichen kleinen Verstimmung wegen.

Der Fürst wollte antworten. Aber in diesem Augenblicke formirte sich die Gesellschaft zu einem Kreise, der an der Seite nach dem Fürsten hin offen blieb. Ein ältlicher Kavalier trat mit einem bis an den Rand gefüllten Pokale mitten in den Kreis und den Pokal hoch emporhebend, sprach er:

— Meine Damen und Herren! Lassen Sie mich an dem heutigen Abend, wo wir vielleicht zum letzten Male Alle um unsern geliebten Herrn versammelt sind, ein Wort zu Ihnen sprechen, das gewiß der Ausdruck des allgemeinen Gefühles in dieser Versammlung ist.

Der Redner hielt hier inne.

Ein seltsames Geräusch ließ sich von außen her vernehmen. Es war, wie wenn ganz in der Ferne ein Unwetter grollte oder als ob die Brandung eines fernen Meeres ihren Donnerklang herübertrüge.

Bei Vernehmung dieses Geräusches richtete

sich mancher Blick angstvoll auf den Fürsten, als erwarte er von ihm Hilfe.

Fürst Karl flüsterte dem ihm zunächst stehenden Kavalier leise etwas zu und dieser verließ den Saal. Dann winkte er dem Redner, gleichsam ihn auffordernd, weiter zu reden.

Der Sprecher fuhr fort, indem er einen Schritt gegen den Fürsten that:

— Durchlauchtigster Fürst! Darf ich Ihnen den Schwur innigster Ergebenheit wiederholen, den Ihre Ritterschaft heute morgen zu Ihren Füßen niedergelegt hat? So möge dies Glas Wein das Zeichen dessen sein, was ich gelobe im Namen Ihrer Kavaliere:

„Es lebe Seine Durchlaucht! Wir wollen Alle zusammenstehen zum Schutz des Rechts und der Gesetze und wehe dem, der es wagt, an die Rechte unseres Regentenhauses die frevelnde Hand zu legen!"

„Es lebe Seine Durchlaucht und sein Haus!"

Der Sprecher trank das Glas zur Hälfte aus und bot es dann kniend dem Fürsten. Ein rauschender Sturm erhob sich in dem Saale und aus hundert Kehlen schallte es: „Es lebe der Fürst!"

Aber in demselben Angenblicke tönte von außen ein gellendes, wüthendes Geheul und von tausend Steinen getroffen, klirrten die Fenster des Saales zusammen.

Es war wie der Schrei einer verzweifelten, rasenden Volksmenge.

Eine Todtenstille war im Saale. Der Fürst wollte das dargebotene Glas ergreifen; aber seine Hand zitterte; das Glas fiel und zerbrach in Scherben.

Ein leiser Schreckensschrei ging durch den Saal.

Zugleich trat eiligen Schrittes der vorher vom Fürsten abgesendete Kavalier wieder in den Saal und rief:

— Das Volk rottet sich zusammen, Durchlaucht; die Truppen der Wache können die Andringenden nicht mehr zurückhalten. Schon sind sie im Schloßhofe!

Bei diesen Worten zogen alle Kavaliere die Degen. Ein lärmendes Durcheinander entstand. Man schaarte sich um den Fürsten. Von unten tönte wieder und wieder das Geheul der eindringenden Masse.

Fürst Karl stand rathlos da, bleich und wankend.

Anna Belfront allein schien in diesem Augenblicke ihre ganze Ruhe bewahrt zu haben.

— Schließen Sie die Thüren, meine Herren, rief sie mit heller Stimme. Wer hereindringen will, den stoßen Sie nieder!

Dann rief sie einige der beherztesten Kavaliere zu sich.

— Eilen Sie, sagte sie, durch den anderen Flügel in die Stadt. Lassen Sie alle Truppen anrücken und ohne Weiteres auf die Bursche Feuer geben! Eilen Sie, meine Herren!

Die beorderten Kavaliere verließen ohne Weiteres den Saal.

Während in den fürstlichen Gemächern eine allgemeine Verwirrung Platz greift, bot der das Schloß und die Stadt trennende weite Raum ein Bild von seltsamer Wirkung.

Eine ungeheure Volksmenge drängte sich in den Schloßhof. Der Befehlshaber der Thorwache hatte nach ganz kurzem Widerstande die Waffen gestreckt. Pechfackeln, die man rasch aufgestellt hatte, erleuchteten mit grellen Schlaglichtern die bewegte Scene. Von Zeit zu Zeit aber erhob sich sturmähnliches Geschrei und man hörte einzelne Stimmen, die grimmige Verwünschungen ausstießen.

— Nieder mit den Kavalieren! riefen Einige.

— Sie feiern Feste, indeß unsere Brüder bluten! riefen Andere.

— Nieder mit dem Bluthund Uslar! schallte es von allen Seiten.

In dem Augenblicke aber, wo die von Anna durch den andern Flügel entsendeten Kavaliere, in ihre Mäntel gehüllt, das Schloß verließen, änderte sich die Scene.

Ein Mann von kurzer, gedrungener Gestalt arbeitete sich mit kräftigen Stößen durch die Menge bis zu der Schloßtreppe. Er erstieg dieselbe mit keuchender Brust und schwenkte seinen Hut über die Menge.

Die auf der Schloßtreppe aufgestellten Wachen hielten ihm die Musketen auf die Brust. Mit einer verächtlichen Miene wendete er sich an die Musketiere und sagte, indem er mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte:

— Was wollt Ihr? Laßt Eure Bayonnette sinken! Ich sage Euch, wenn ich diese Männer nicht bewege, friedlich nach Hause zu gehen, so helfen Euch diese Spieße nicht vor der Wuth des Volkes.

In diesem Augenblick scholl von Mund zu Munde:

— Meister Schwertmund! Meister Schwert=mund!

Dann trat für einen Augenblick Stille ein.

Meister Schwertmund — wir kennen ihn schon aus der Versammlung der Wölfe auf dem fürstlichen Pachthofe — benutzte diesen Moment, um mit seiner sonoren Stimme zum Volke zu reden:

— Freunde, rief er, was soll das? Wer hat Euch hierher gesendet?

Aber tausend Stimmen unterbrachen ihn:

— Die Brüder, die der Hund Uslar ge=schlachtet hat, senden uns hierher!

— Sie haben sie gehetzt, wie den Wolf!

— Nieder mit den Kavalieren!

Meister Schwertmund ließ sich nicht irre machen. Er winkte mit dem Hute und als das nicht fruchtete, wandte er sich an die Nächst=stehenden und sprach leise ein paar Worte mit ihnen.

Alsbald riefen hier und dort Stimmen:

— Stille, Bursche! Stille!

Und wieder legte sich das Geheul.

Meister Schwertmund ergriff wieder das Wort:

— Geht nach Hause, sage ich Euch! Was

wollt Ihr hier? Ich will Euch versprechen, daß die, um die Ihr hierher gekommen seid, heute noch frei sein werden.

— Meister Schwertmund soll zum Fürsten gehen! rief eine Stimme.

— Ja, ja, er soll hingehen!

— Und diesen Bluthund verklagen!

— Gut, rief der Sprecher, ich werde hinaufgehen. Ihr werdet warten, bis ich herunterkomme.

— Wehe dem, der eine Hand an Euch legt! rief Einer.

— Wir zerreißen ihn! ein Anderer.

Wieder tönte Schwertmunds Stimme dazwischen:

— Aber Ihr müßt ruhig sein und keine Excesse begehen!

— Wir wollen es! riefen tausend Stimmen.

Unterdessen hatte man im Saale droben die meisten Lichter ausgelöscht. Durch die zerbrochenen Scheiben strömte eine kalte Nachtluft. Die Damen hüllten sich, zitternd vor Frost und Angst, in ihre Mäntel.

Man meldete dem Fürsten, daß einer der Leute unten ihn zu sprechen wünsche.

— Du mußt ihn heraufkommen lassen; sagte Anna rasch.

Einen Augenblick später trat Meister Schwertmund in den Saal. Er musterte mit ruhigen Blicken die glänzende Versammlung und verbeugte sich dann tief vor dem Fürsten.

Dem unbetheiligten Zuschauer hätte diese Versammlung ein wunderbar kontrastvolles Bild geboten. Die wenigen Lichter in dem weiten Raume flackerten in der wehenden Nachtluft und beleuchteten diese glänzende Gesellschaft mit sonderbaren Lichtern; die Kavaliere mit erregten Gesichtern und blanken Degen, die Damen mit angstvoll verzerrten Zügen, fröstelnd in weite Mäntel gehüllt.

Und zwischen diesen reichgekleideten Frauen und Edelleuten stand der Führer des Volkes in einfacher, fast ärmlicher, bürgerlicher Tracht, aber doch mächtiger in diesem Augenblicke, als alle die Herren in den goldgestickten Kleidern. Er betrachtete mit ruhigem, fast höhnischem Blick die Gesellschaft.

— Was wollt Ihr? fragte der Fürst mit möglichst fester Stimme, die sich aber von einem leichten Zittern nicht frei machen konnte.

— Ew. Durchlaucht verzeihen allergnädigst, sagte der Notarius, daß ich es wage, in diese glänzende Gesellschaft hier mich einzudrängen —

— Wer seid Ihr?

— Schwertmund, Notar des Kaisers.

— Und die Leute dort unten haben Euch gesendet?

— So ist es, gnädigster Herr.

— So bringt Euer Anliegen vor. Meine Zeit ist kurz.

— Kurz, Ew. Durchlaucht? Kurz ist Ihre Zeit, um endlich einmal die begründeten Klagen Ihres Volkes anzuhören? Und doch haben Sie Zeit, Feste mit diesen Herrn zu feiern.

Meister Schwertmund hob bei diesen Worten den stechenden Blick zum Fürsten und ließ ihn kühn, ohne den Kopf wieder zu senken, auf seinen Zügen ruhen.

Unter den Kavalieren erhob sich ein leises Murren.

Der Fürst aber machte eine abwehrende Handbewegung und sagte mit scharfer Betonung:

— Kommt zur Sache, Meister Schwertmund! Was wollen die Leute?

— Ihr Volk verlangt die Bestrafung eines Elenden, der sein Amt mißbraucht zu schmachvollem Wüthen.

— Von wem sprecht Ihr?

— Von Ew. Durchlaucht Jägermeister, dem Edlen von Uslar.

Bei diesen Worten des Notars sagte eine Stimme in der Tiefe des Saales:

— Werft diesen frechen Burschen in Ketten, der es wagt, hier einen Edelmann zu beschimpfen!

Da richtete Meister Schwertmund sich noch höher auf und sagte mit fester Stimme:

— Wer es sagte, der möge es thun, der möge es mit diesen Tausenden dort unten aufnehmen! Prahlen ist wohlfeil!

— Was redet der Hund? riefen die Kavaliere und zückten gegen Schwertmund den Degen.

Anna Belfront wendete sich zum Fürsten und sagte leise:

— Hier gilt es, Karl! Wenn diese Herren dem Burschen ein Leides thun, sind wir verloren.

— Was soll's, meine Herren, rief der Fürst mit lauter Stimme. Weg mit den Degen! Ein Gesandter ist heilig!

— Der Gesandte dieser Schufte?

— Stille, meine Herren! Ich befehle es! Und Ihr sagt, was Uslar that!

Eine Stille trat ein.

— Was der Mann that? sagte Schwert-

mund. Er hetzte die Menschen, wie das Vieh; er mordete, wie ein Räuber, und stahl, wie ein Dieb.

Treten Sie ans Fenster, Durchlaucht. Nicht lange währt es, so naht er sich mit einem Haufen seiner Opfer. Bei Gott, schaffen Sie diese Leute hinweg, ehe er kommt. Sonst verläßt er lebend nicht die Residenz.

Lassen Ew. Durchlaucht die Gefangenen frei: so stehe ich für die Ruhe, sonst für nichts.

Der Fürst sann einen Augenblick nach.

Von unten schallte der tausendstimmige Ruf:

— Wo bleibt Meister Schwertmund?

— Sie werden ihn morden, wie die Andern.

— Laßt uns ihn schützen!

— Laßt uns das Schloß stürmen!

Zugleich hörte man den fernen Klang von Trommeln.

Durch den Saal ging das Gemurmel: Die Truppen! Die Truppen!

Meister Schwertmund aber wendete sich hastig zum Fürsten und sagte:

— Wollen Ew. Durchlaucht sich entschließen?

— Ihr habt es eilig. Hört Ihr jene Trommeln? Die Truppen werden den Platz säubern und ich rathe Euch, Euch zu beugen.

— Werft diesen Hund in Ketten! Stoßt ihn nieder! riefen die Kavaliere.

Meister Schwertmund aber war mit einem Satze am Fenster und schrie:

— Zu Hilfe, Bursche!

Und von unten antwortete das tausendstimmige Geheul:

— Man mordet Meister Schwertmund! Zu Hilfe!

Zugleich hörte man das Geräusch der aufgerissenen Thüren und die Korridors widerhallten von eilenden schweren Schritten.

Die Kavaliere wichen scheu zurück und richteten zweifelhafte Blicke auf den Fürsten.

Meister Schwertmund wendete sich mit vollkommener Ruhe zu demselben und sagte kalt:

— Wollen Euer Durchlaucht, daß diese Leute hierher kommen?

Die Kavaliere drängten gegen die Thüren und riefen:

— Hierher, wer es gut mit dem Fürsten meint!

— Durchlaucht, rief Meister Schwertmund, ich warne Sie! Lassen Sie es nicht bis zum Aeußersten kommen!

— Halt! rief Fürst Karl. Gehen Sie zu-

rück von den Thüren, meine Herren! Die Gefangenen seien frei!

— Auf Ihr Fürstenwort? fragte der Notarius.

Eine tiefe Röthe deckte des Fürsten Antlitz. Schaam und Zorn stritten um die Herrschaft.

Aber Anna flüsterte:

— Nur jetzt Ruhe! Um Gotteswillen, laß Dich nicht hinreißen!

Der Fürst bezwang sich und sagte kalt:

— Auf mein Fürstenwort!

— So haben Euer Durchlaucht die Gnade, jenes Häuflein Soldaten, deren Trommeln wir hören, zurückzubeordern. Sie könnten leicht geopfert werden.

Der Fürst wendete sich zu einem der Kavaliere:

— Gehen Sie, Baron, lassen Sie die Truppen Gewehr bei Fuß nehmen.

Der beorderte Offizier verließ den Saal.

Auf den Korridors standen die Männer des Volkes und sahen mit grimmig zusammengepreßten Lippen auf die glänzende Gesellschaft der Aristokraten.

Durch ein Wort hatte Schwertmund sie abgehalten, in den Saal zu dringen. Fürst Karl

sah, daß dieser Mann mehr Herr im Lande war, als er selbst.

Jetzt wendete sich Meister Schwertmund mit einer höflichen Verbeugung zum Fürsten.

— Wir danken Eurer Durchlaucht, sagte er, daß Sie unseren gerechten Forderungen Gehör gegeben haben.

Dann verließ er den Saal, ohne die übrige Gesellschaft eines Blickes zu würdigen.

Wenige Augenblicke später war das Schloß von den Männern aus dem Volke verlassen.

In dem Empfangssaale herrschte eine unendliche Verwirrung, nachdem Schwertmund ihn verlassen hatte. Man verwünschte die sogenannte Kanaille und fühlte sich doch ohnmächtig ihr gegenüber; man sah ein, daß bei diesem Geiste im Volke nur die größte Energie die Ordnung erhalten konnte; aber man entzweite sich immerwährend über die zu ergreifenden Mittel.

Fürst Karl fühlte unendlich tief die Schmach, die sein Ansehen erlitten hatte. Er entließ die Kavaliere und begab sich mit Anna Belfront auf deren Zimmer.

Unterdessen war die Unordnung in der Stadt noch nicht zu Ende. Eben als der Fürst den Saal verlassen wollte, kam ihm die Meldung,

daß man den Transport Gefangener auf dem Karlsplatze gewaltsam befreit habe und daß dabei ein blutiger Zusammenstoß unvermeidlich gewesen sei.

Eine Viertelstunde später wurde ihm der Tod des Herrn von Uslar gemeldet.

Wir wollen uns nach dem Schauplatz dieser neuen Vorfälle begeben.

Nach jener Scene im Empfangssaale hatte sich der ganze Strom der aufgeregten Massen von dem Schloßplatze durch die Hauptstraße dem Karlsplatze zugewälzt.

Dort kam ihnen ein Zug von sechs Reitern entgegen, die in ihrer Mitte vier Männer und ein junges Mädchen führten. An der Spitze ritt Herr von Uslar, dessen rauhe Gemüthsrichtung wir bei Gelegenheit der Ermordung des „schwarzen Teufels" kennen gelernt haben.

Als er die ihm entgegenkommende Menschenmenge sah, stutzte er einen Augenblick und murmelte einen Fluch. Dann trieb er sein Pferd zu einem rascheren Schritt an und sagte, sich im Sattel umdrehend:

— Haltet Euch fest zusammen. Wer Euch hindern will, den überreitet. Wer Euerm Pferde

in die Zügel faßt, dem haut die Hand ab. Vorwärts!

Jetzt war er den Leuten so nahe gekommen, daß die Vordersten ihn erkannten.

Von Rotte zu Rotte lief das Geschrei:

— Der Bluthund kommt! Er soll sie auf der Stelle frei lassen!

Der Jägermeister konnte die Worte noch nicht verstehen, aber er gewahrte an den heftigen Geberden der Leute, daß etwas ganz Besonderes vorgehen müsse.

Er trieb sein Pferd an und befand sich bald den Vordersten gegenüber.

Aber Niemand machte Miene, ihm auszuweichen.

— Platz da, Ihr Leute! rief er mit lauter Stimme. Ihr seht, daß wir so nicht durchkommen.

Jetzt rief eine Stimme aus dem Haufen:

— Kehrt nur um, Herr! Ihr seid unnöthig im Schlosse.

Dem Jägermeister schoß das Blut zu Kopfe.

— Wollt Ihr Platz machen, schrie er wüthend, oder sollen wir mit den Peitschen eine Gasse machen?

Ein höhnisches Gelächter war die Antwort.

— Der Bursche denkt, es ist noch wie sonst! rief eine Stimme.

— Hängt ihm einen Stein an den Hals und ersäuft ihn! rief eine andere.

Zugleich flog über die vordersten Köpfe ein schwerer Stein nach der Stelle, wo der Jägermeister hielt, ohne ihn indessen zu erreichen.

— Hallunken! rief Uslar und setzte seinem Pferde die Sporen in die Flanken.

Das Thier that einen Satz nach vorn. Aber in demselben Moment prasselte ihm ein Steinregen entgegen, daß es sich hoch bäumte und dann plötzlich umdrehte.

Der Jägermeister von Uslar, von einem Steine am Kopf getroffen, wankte im Sattel und fiel. Das Pferd setzte in weiten Sprüngen zurück und schleppte den Leichnam Uslars, der mit dem Sporen des rechten Fußes im Steigbügel hing, hinter sich her.

Unterdessen hatte sich der Verfolg der Scene ungemein rasch entwickelt. Die berittenen Jäger sahen nicht so bald ihren Chef fallen, als sie, ihre Gefangenen im Stich lassend, ihr Heil in der Flucht suchten.

Kurz darauf umringten die Bürger die Be-

freiten jubelnd, indeß man Uslars Leiche auf Umwegen nach dem fürstlichen Schlosse trug.

Unter den Gefangenen war besonders einer, dessen Namen sogleich von Mund zu Mund ging. Wir erkennen in ihm den unglücklichen Arnsdorf wieder und in seiner Begleiterin die blonde Hedwig.

Er stand, auf Hedwigs Schulter gestützt, wie aus einem Traume erwacht und streckte den Arm wie gebietend über die ihn umgebende Menge.

Eine tiefe Stille trat ein.

— Ist das das Gericht? sagte Arnsdorf mit dumpfer Stimme. Ich höre den Sturm brausen, doch ich weiß nicht, von wannen er kommt. Ich sehe die Geister der Erschlagenen auferstehen und wider einander streiten.

— Hedwig, meine Schwester, fuhr er fort, laß uns gehen, nach dem stillen Thurme. Ich höre dort nichts, als das Geschrei der Eule um Mitternacht. Doch lieber will ich die Eule hören, als die Geister der Erschlagenen, wenn sie kämpfen. Wehe, wehe der Zeit, die aus Blut geboren wird! Laß uns gehen, meine Schwester.

Die Bürger machten ehrerbietig Platz und Arnsdorf schritt hindurch, hinaus in die kalte, öde Nacht, an der Hand eines Mädchens, die fast noch ein Kind zu nennen war.

Wir werden im folgenden Kapitel die Begebenheiten schildern, welche Arnsdorf in die Hände jenes brutalen Mannes gebracht hatten, der heute dem Hasse des Volkes geopfert wurde.

An diesem Abende durchstreiften Patrouillen die ganze Stadt, ohne daß die Ruhe im mindesten gestört wurde.

Der Fürst verließ erst lange nach Mitternacht sein Kabinet, um sich zur Ruhe zu begeben.

Heute war der Geist der neuen Zeit zum erstenmal klar vor sein Auge getreten. In einer Stunde war vernichtet, was Jahrhunderte gebaut hatten — die feudale Herrschaft einer bevorzugten Kaste.

Fürst Karl sah an jenem Abende zum erstenmal das Gespenst der Zukunft, den blutigen Stempel des neunzehnten Jahrhunderts.

Und er sprach mit dem Grafen Westhall:

— Das Alte sinkt und Neues wird geboren!

Aber dies Neue war für ihn wie ein schwarzer Abgrund ohne Maaß, wie der gähnende Schlund eines sich selbst verzehrenden Ungeheuers.

Bayerische Staatsbibliothek München

Universitäts-
und Landesbibliothek
Düsseldorf

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Walther, Oscar,

Die letzten Kavaliere Historischer Roman von Oscar Walther

Bd.: 2

Berlin 1859
P.o.germ. 1932 b-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126971-9